

Land

2018



LU^{UX}EMBOURG

LET'S MAKE IT HAPPEN

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#01 65. Jahrgang 5. Januar 2018



5 453000 174663



4,00€

Freie Magnetresonanz

Ein Radiologe will vor Gericht für MRT-Analysen in Arztpraxen streiten. Das „IRM-Angebot“ wüchse dann, aber muss die Volksversicherung CNS für so viel Markt zahlen?

Dumpingwettbewerb

Fast unbemerkt, wurde am 1. Januar der Körperschaftsteuersatz auf den Unternehmensgewinnen erneut gesenkt. Binnen 30 Jahren wurde er halbiert

Happy New Year 2018 !

Luxembourg ambitieux : Alors que les politiques n'ont plus que les élections législatives du 14 octobre dans le viseur, d'autres rêvent de la coupe du monde de football en Russie cet été

Dessin : Filip Markiewicz

Ein Radiologe will vor Gericht die Zulassung von MRT-Analysen in Arztpraxen erreichen. Das „IRM-Angebot“ wüchse dann. Aber würde die Allgemeinversicherung CNS für so viel Markt zahlen?

Freie Magnetresonanz

Peter Feist

„Da machen wir mal eine MRT“, sagt der Hausarzt seinem Patienten, weil bei dem ein vor acht Monaten verstauchter Fuß noch immer geschwollen ist und schmerzt. Und rät: „Versuchen Sie es mal in Esch oder Niederkorn, da kommt man manchmal schneller dran als in anderen Kliniken.“ Eine noch bessere Adresse könne das Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Trier sein: „Mit etwas Glück kriegen Sie dort einen Termin für nächste Woche.“ Nach Belgien zu gehen, sei auch keine schlechte Idee.

So schlagen in Luxemburg Krankenversicherte, die eine mit MRT abgekürzte Magnet-Resonanztomografie benötigen – im Volksmund IRM für *Imagerie par résonance magnétique* –, sich durch das Angebot nicht nur *heiheem*, sondern auch auf dem europäischen Markt, der nicht weit weg liegt. Denn sogar die Gesundheitsministerin hat Ende November im Parlament eingeräumt, dass man auf einen MRT-Termin in einem Luxemburger Spital sechs Wochen bis sechs Monate warten muss. Es sei denn, die Untersuchung ist „dringend“. Doch in den Wochen zuvor war im RTL-Fernsehen von Fällen die Rede, die dringend waren und mit denen die Patienten dennoch lange warten mussten. Und am 25. Oktober hatte Martine Goergen, Medizinische Direktorin des CHL, erklärt, auch wenn auf einer MRT-Verschreibung „dringend“ steht, „muss man sich als Patient selber dahinterklemmen“, um aus der Masse der Terminsuchenden hervorstechen. Offenbar sogar, wenn das Gehirn untersucht werden soll, weil Verdacht auf eine Multiple Sklerose im Vorstadium besteht.

Das ist skandalös. Dabei ist in den sieben Spitälern, in denen je ein MRT-Apparat steht, die Technik wochentags lange im Einsatz. Auch für ambulante Patienten, die rund 90 Prozent aller MRT-Untersuchungen auf sich vereinen. In Esch, in Niederkorn und am Hôpital de Kirchberg brummen die Maschinen, die ein starkes Magnetfeld erzeugen, das im Körperinnern Bilder entstehen lässt, montags bis freitags zwischen sieben und 21.30 Uhr. Am CHL Centre und in der Eicher Klinik des CHL montags bis donnerstags ebenfalls in diesem Zeitraum und freitags von sieben

Im Ban de Gasperich wollen Ärzte ein Centre médical mit mehreren Fachrichtungen bilden. Dass es auch MRT anbieten sollte, findet auch der Projektentwickler für den privaten Teil des Ban, Flavio Becca

bis 19 Uhr, im Ettelbrücker Krankenhaus montags bis freitags von sieben bis 19.30 Uhr. Die Öffnungszeiten sind seit 2015 so, weil die Wartezeiten schon damals lang waren.

Anscheinend aber ist das MRT-Angebot im Land einfach zu klein. 2015 lag es deutlich unter dem Durchschnitt der OECD-Staaten (siehe „Schwere Technik“). 2005 war es mit elf Apparaten pro Million Einwohner zwar kleiner als heute, lag aber über dem damaligen OECD-Schnitt von 9,8 Apparaten pro Million, der sich seitdem mehr als verdoppelt und Luxemburg abgehängt hat. „MRT-Untersuchungen nehmen zu, weil es immer mehr medizinische Indikationen dafür gibt“, sagt Rémy Demuth, Präsident der Fachgesellschaft der Luxemburger Radiologen. „Das ist der Fortschritt, so wie fast jeder heute ein Smartphone hat und kaum einer mehr ein Handy.“

Dass die MRT-Ausrüstung in Luxemburg viel genutzt wird, sieht man an den Zahlen der OECD auch (siehe: „Viel genutzt“). Nur in sechs OECD-Ländern ist die Technik noch stärker als hier im Einsatz, während in immerhin 18 Ländern pro Kopf mehr Apparate stehen als hier. Vielleicht sogar

in 19, denn die Ausstattung Belgiens sieht nur auf den ersten Blick schlechter aus als die Luxemburgs: Anlagen, die nicht in Spitälern stehen, zählt Belgien nicht mit. In Luxemburg stehen alle in Spitälern. Das ist seit 1993 ausdrücklich Vorschrift.

Ein Vierteljahrhundert später könnte sie womöglich fallen. Der Radiologe Renzo Del Fabro ist entschlossen, wie er dem *Land* erklärt, vor dem Verwaltungsgericht gegen die Entscheidung zu klagen, die Gesundheitsministerin Lydia Mutsch (LSAP) ihm am 27. Dezember zukommen ließ. Del Fabro und noch einige andere Ärzte wollen im Ban de Gasperich ein „Ärztehaus“ eröffnen. Entstehen dort in den nächsten Jahren rund 25 000 Arbeitsplätze und Wohnungen für bis zu 7 000 Einwohner, sei das Bedarf genug für „ein Centre médical, das mehrere Fachdisziplinen unter einem Dach anbieten würde“. Darunter auch eine radiologische Praxis mit einem MRT-Apparat, schwebt Renzo Del Fabro vor, aber auch Flavio Becca, dem der private Teil des Ban de Gasperich gehört und der als Projektentwickler gern ein solches Ärztehaus dort sähe. „Wenn in Gasperich Unternehmen wie PWC, Atoz und Banken ansässig sind, werden die nicht

wollen, dass ihre Leute lange auf eine MRT warten müssen“, ist Radiologe Del Fabro sich sicher.

Lydia Mutsch aber lehnte ab: Die großherzogliche Verordnung von 1993, die MRT für die Spitäler reserviert, werde nicht geändert. Denn es könne sein, schrieb sie unter anderem, dass ein Patient neben einer MRT noch weitere radiologische Untersuchungen benötigt. Sie alle gebündelt in Spitälern anzubieten, entspreche „dem Prinzip der guten Praxis“. Lasse man MRT auch außerhalb von Spitälern zu, könnten die Radiologen noch andere Diagnose-Apparate installieren und nutzen, wie CT-Scanner und klassische Röntgengeräte, und Patienten könnten womöglich zu viel ionisierende Strahlung abbekommen.

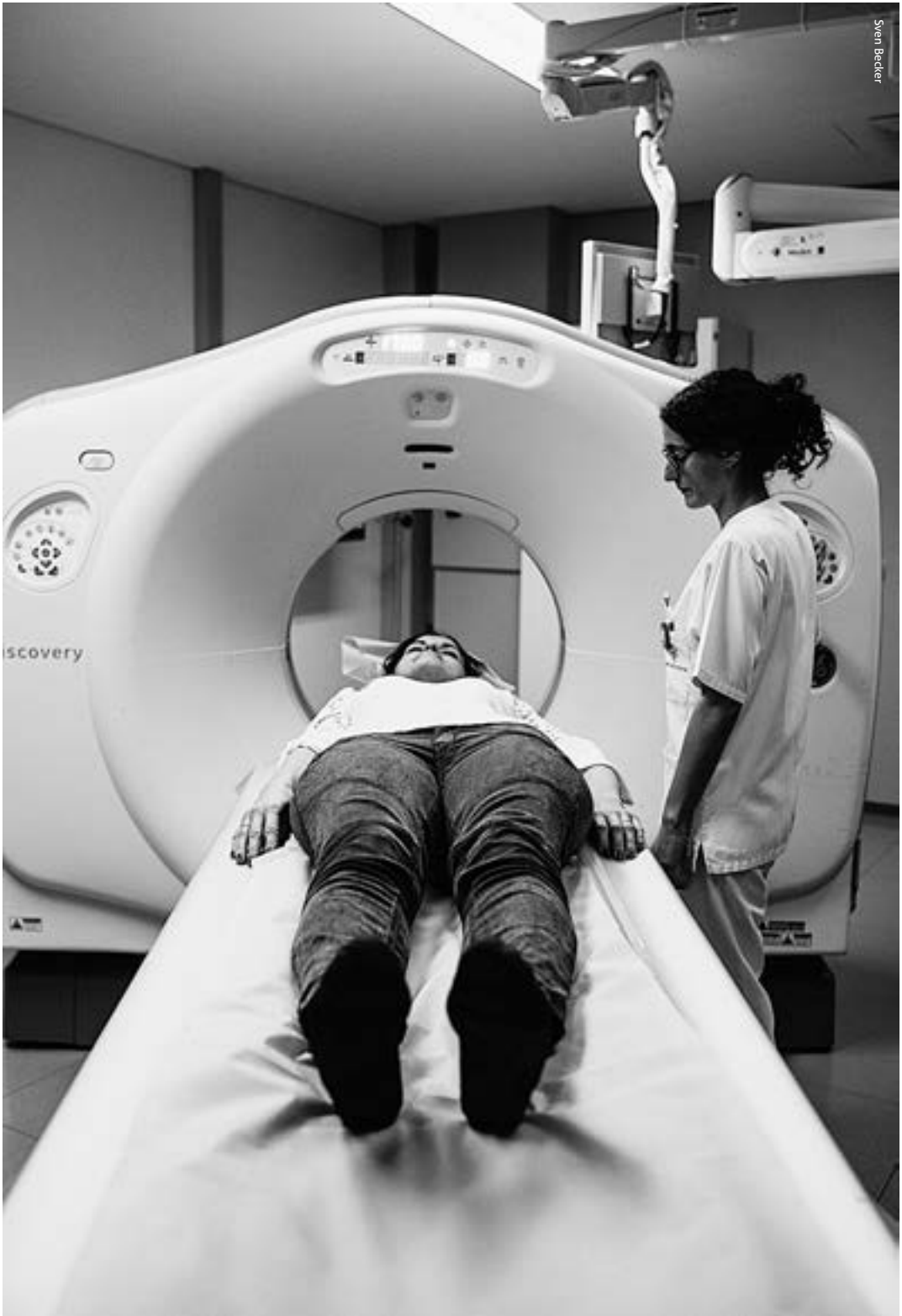
Dass die Ministerin offenbar meint, Patienten in Kliniken, die verschiedene radiologische Angebote gebündelt bereithalten, ionisierender Strahlung auszusetzen, sei weniger riskant als in einer Arztpraxis außerhalb einer Klinik, ist Renzo Del Fabro und seinem Anwalt natürlich aufgefallen und sie halten es für Unsinn. Ihre Argumente gegen die Ablehnung sind aber zum Teil viel prinzipieller: Da Radiologen im Ausland MRT in eigener Praxis

Schwere Technik

MRT-Apparate und CT-Scanner pro Million Einwohner in den OECD-Staaten, 2015:

MRT	CT-Scanner
1. Japan 51,7	1. Japan 107,2
2. USA 39,0	2. Australien ² 59,6
3. Deutschland 33,6	3. USA 41,0
4. Italien 28,2	4. Island 39,3
5. Südkorea 26,3	5. Dänemark 37,7
...	...
OECD-Schnitt 15,9	10. Deutschland 35,1
...	...
17. Frankreich 12,6	OECD-Schnitt 25,7
18. Niederlande 12,5	13. Belgien ¹ 22,9
19. Luxemburg 12,3	...
20. Estland 12,2	22. Luxemburg 17,6
21. Belgien ¹ 11,7	...
...	25. Frankreich 16,6
36. Mexiko 2,4	...
	37. Mexiko 5,9

¹ Apparate außerhalb von Spitälern nicht berücksichtigt
² Nur Apparate berücksichtigt, für die eine öffentliche Krankenkasse Kosten erstattet
Quelle: OECD, *Panorama de la Santé 2017*



MRT-Untersuchung am Hôpital de Kirchberg. Wie in anderen Spitälern brummen die Maschinen hier wochentags von sieben bis 21.30 Uhr



„MRT sind der Fortschritt“, sagt der Präsident der Radiologischen Gesellschaft. „So wie heute fast jeder ein Smartphone hat und kaum noch einer ein Handy.“

erlaubt sind, würden Luxemburger Ärzte benachteiligt. Was nicht nur die Freiheit der Berufsausübung verletze, sondern auch die Grundsätze zur grenzüberschreitenden Gesundheitsversorgung in der EU. Dass Luxemburger Patienten für MRT ins Ausland gehen, sehe man ja.

Für die Gesundheitsministerin, aber auch ihren Parteikollegen Sozialminister ist die Sache durchaus delikat. Wie zu hören ist, harren im Ministerium noch weitere MRT-Anträge einer Entscheidung, eine mit der Materie vertraute Quelle beziffert sie auf „sieben oder acht“. Damit steigen die Chancen, dass nach dem Urteil des Verwaltungsgerichtshofs vom Spätherbst, den Junglinster Laboratoires réunis könne nicht verwehrt werden, neben dem Laboratoire national de Santé ebenfalls Krebsgewebeanalysen vorzunehmen, eine weitere Bresche in die staatlich regulierte Gesundheitsversorgung geschlagen werden könnte. Der Tendenz, dass sich der Markt gerade dort Bahn bricht, wo es um Innovationen in der Medizin geht, laufen Lydia Mutsch und Romain Schneider hinterher, seit sie in ihren Ämtern sind. Hilflös mussten sie vor zwei Jahren mit ansehen, wie sich die seit Jahren geplante gemeinsame „Laborplattform“ der Spitäler erledigte, weil die Teile ihrer Aktivitäten an Privatlabors auslagern. Dann die Niederlage vor Gericht um die Krebsanalysen, und nun geht es dem MRT-Monopol der Spitäler an den Kragen. Die CSV steht bereit, daraus politisch Kapital zu schlagen: Die Abgeordnete und Ärztin Martine Mergen suggerierte am 28. November im Parlament, die CSV sei für die Öffnung der MRT-Analysen. In der Dezember-

Viel genutzt

Examen mit MRT-Apparaten und CT-Scannern pro tausend Einwohner in den OECD-Staaten, 2015:

MRT	CT-Scanner
1. Türkei 144,3	1. USA 245,3
2. Deutschland 131,3	2. Japan 230,8
3. USA 117,8	3. Luxemburg 207,7
4. Japan 112,3	4. Belgien 199,8
5. Frankreich 104,8	5. Frankreich 197,4
6. Belgien 85,6	...
7. Luxemburg 82,5	16. Deutschland 143,8
...	OECD-Schnitt 143,1
OECD-Schnitt 64,8	...
...	29. Finnland 34,2
29. Chile 18,6	

Quelle: OECD, *Panorama de la Santé 2017*

Zu den sieben MRT will die Regierung noch vier in die Spitäler stellen. Die CSV will sieben neue, was „nicht ausschließt“, sie auch in Arztpraxen zuzulassen

nummer der Publikation *Op de Punkt* der CSV-Fraktion stand zwar nichts davon, verlangt wurde aber, die aktuelle Zahl der MRT-Geräte in den Spitalern zu „verdoppeln“. Mutsch und Schneider wollen nur vier zusätzliche Apparate; das gaben sie im Oktober auf der Herbstsitzung der Krankenkassen-Quadripartite bekannt, nachdem am Tag zuvor *RTL* eine Reportage über lange Wartezeiten gesendet hatte. Umgelegt auf die OECD-Liste von 2015 würde Luxemburg mit elf statt sieben Apparaten auf Platz elf hinter Österreich vorrücken, mit 14 statt sieben auf Platz sieben hinter Finnland. Vorausgesetzt, die Einwohnerzahl wächst nicht noch weiter, was sie aber vermutlich tun wird. So dass selbst eine Verdoppelung vielleicht nicht reichen könnte. So ähnlich sieht die CSV-Fraktion das: Doppelt so viele Geräte in den Spitalern „schließt nicht aus“, MRT auch für Radiologen-Praxen zu öffnen, erklärt der gesundheitspolitische Sprecher der Fraktion, Jean-Marie Halsdorf.

„Immerhin wollen wir ja die Strahlenbelastung der Patienten senken“, erinnert Rémy Demuth von der Radiologischen Gesellschaft: „CT-Scanner werden oft eingesetzt, wenn kein MRT zur Hand ist.“ Was man auch daran erkennt, dass im OECD-Vergleich in Luxemburg viele CT-Scans stattfinden: Nur in den USA und in Japan sind es auf 1 000 Einwohner noch mehr. „Erhöht man die Strahlendosis, sieht man in CT-Scans mehr, wenngleich nicht so viel wie in einer MRT.“ Dass ionisierende Strahlung gefährlich, weil potenziell krebserregend ist, weiß auch das Gesundheitsministerium. In den USA wird geschätzt, zwei Prozent aller Krebsfälle könnten auf ionisierende Strahlung zurückzuführen sein. Mehr als 20 Millisievert an jährlicher Belastung werden dort als „hoch“ eingestuft und dass sie mit einem „erhöhten“ Krebsrisiko einhergingen; mehr als 50 Millisievert gelten als „sehr hoch“ (siehe „Strahlenbelastung“).

Dass dazu auch hier Anlass zur Sorge bestehen könnte, deuten zwei Audits an, mit denen das Gesundheitsministerium ermitteln ließ, inwiefern Verschreibungen radiologischer Untersuchungen (ob MRT, CT, Röntgen, Ultraschall oder andere) Standards ent-

sprechen. 2015 hatte es einen Aktionsplan zur „Reduzierung ungerechtfertigter Verschreibungen“ aufgestellt. Wie sie aussehen sollen, regelt seit 2011 eine großherzogliche Verordnung. 2016 ergab ein Audit der radiologischen Dienste sämtlicher Spitäler aber nur für 42 Prozent aller Verschreibungen „Konformität“, weil sie „éléments cliniques à justifier l'examen“ und „informations sur la finalité de l'examen“ enthielten. 2017 wurde in einem zweiten Audit Konformität für 79 Prozent der MRT-, aber nur für 61 Prozent der CT-Verschreibungen ermittelt. Letzteres sei „très insuffisant“, so der Abschlussbericht.

Was dort steht, ist nicht nur beunruhigend, weil offenbar mitunter ungerechtfertigt geröntgt, gescannt oder eine MRT angefertigt wird. Das Audit von 2016 ermittelte auch, dass 95 Prozent aller Verschreibungen keinerlei Hinweis auf Dringlichkeit enthielten. Standards einzuhalten, könnte demnach nicht nur helfen, dass jeder die Analyse bekommt, die am geeignetsten wäre, sondern auch, dass eine MRT schnell erhält, wer sie dringend braucht. Und es könnte verhindern helfen, dass die MRT-Nutzung, nur weil sie „modern“ ist, explodiert.

Doch den verschreibenden Ärzten Vorschriften zu machen, ist in Luxemburg traditionell außerordent-

lich schwierig. Radiologen verschreiben nicht selber, sondern führen nur aus. Als Fachleute könnten sie ungerechtfertigte Verschreibungen verwerfen, tun das aber kaum, weil es in der Luxemburger Medizin nicht angeht, dass ein Arzt den anderen kontrolliert. Dass die Kasse kontrolliert, geht ebenfalls nicht an: Renzo Del Fabro hat Lydia Mutsch geschrieben, dass zu viele MRT-Examen stattfänden, würden sie auch Radiologen-Praxen erlaubt, ließe sich durch „Referenzen“ regeln, denen die Ärzte unterworfen würden. Damit sind Kontrollen der CNS gemeint, welcher Arzt wie viel bei ihr abrechnet. Eine Ironie des immer freieren EU-Gesundheitsmarkts ist jedoch, dass die Referenzen als Instrument zwar seit über 20 Jahren im Krankenkassengesetz stehen, der Ärzteverband AMMD sich aber seit 1998 weigert, sie mit der Kasse auszuhandeln: Wenn Ärzte im nahen Ausland Luxemburger Patienten empfangen und dabei keinen Luxemburger Referenzen unterliegen, dürfe das für Luxemburger Ärzte nicht anders sein. Noch letztes Jahr versuchte die CNS, sich mit der AMMD auf Radiologie-Referenzen zu einigen, ohne Erfolg. Mit der AMMD über Referenzen gesprochen hat Renzo Del Fabro noch nicht.

Dass in den Spitalern Standards zwingend werden könnten, hat die Gesundheitsministerin wiederum

Strahlenbelastung

Die Menge ionisierender Strahlung in Millisievert (mSv) bei verschiedenen radiologischen Examen in der Medizin – im Vergleich zu einem Ganzkörper-Scan in einem Flughafen und Röntgen beim Zahnarzt. Spalte zwei gibt die bei Erwachsenen typische Dosis an, Spalte drei, welchem Äquivalent einer Röntgenuntersuchung des Brustraums diese Dosis jeweils entspricht.

Prozedur	Erwachsenendosis [mSv]	Entspricht so vielen Röntgenuntersuchungen des Brustraums
Ganzkörper-Scan in Flughäfen	0,002	0,1-0,2
Röntgen beim Zahnarzt	0,005-0,01	0,25-0,5
Röntgen des Brustraums	0,02-0,1	1
Mammografie	0,4	20
CT-Scan des Kopfes	2	100
CT-Angiogramm des Herzens	16	800
Nuklearer Scan der Lunge	0,2	10
Nuklearer Scan des Herzens	41	2 000
Angiogramm des Hirns	5	250
Angiogramm des Herzens	6	400
Stent-Prozedur am Herzen	15	750

Quelle: Eric Topol, *The Creative Destruction of Medicine*, Basic Books, New York, 2012. Nach: *White Paper: Initiative to Reduce Unnecessary Radiation from Medical Imaging*, Center for Devices and Radiological Health, U.S. Food and Drug Administration, 1. Februar 2010, sowie: R. Fazel, „Exposure to Low-Dose Ionizing Radiation from Medical Imaging Procedures“, *New England Journal of Medicine* 361(2009): 849-57

selber erschwert, als sie vor knapp einem Jahr der AMMD nachgab und aus dem Entwurf zum neuen Spitalgesetz unter anderem streichen ließ, dass der Klinikdirektor „Chef“ der Ärzte sei. So dass sich sogar die Frage stellt, was sich verbessert – neben hoffentlich einer Senkung der Wartezeiten –, wenn demnächst vier weitere MRT-Apparate in den Spitalern installiert werden. Diese politische Entscheidung Lydias Mutschs und Romain Schneiders setzte den Schlusspunkt hinter eine jahrelange Auseinandersetzung unter den Spitalern, wer – zunächst – zwei weitere Apparate bekommen sollte: vielleicht einen für das Centre hospitalier du Nord, weil es bisher nur einen in Ettelbrück hat? Oder je einen für Esch und Kirchberg, weil dort viele orthopädische Eingriffe erfolgen und man festgestellt hat, dass Patienten mit Gelenkbeschwerden besonders oft auf MRT warten? Dann aber hätte man das CHL benachteiligt, das in den Konformitäts-Audits besonders gut abschnitt. Spitze Zungen behaupten, dass nun jede Spitalgruppe einen Apparat bekommen soll, liege auch daran, dass Nord-Minister Schneider im Wahljahr besser aussieht, wenn in seinen Wahlbezirk ein weiterer Apparat kommt, und Süd-Ministerin Mutsch natürlich an ihren Bezirk denken muss.

Dann lieber den MRT-Sektor öffnen wie im Ausland? Sicher ist, das hätte einen Kostenpunkt, vielleicht auch für den Patienten. Weil MRT-Anlagen den Spitalern über ihr Klinikbudget durch die CNS finanziert werden, entstehen den Patienten weder Kostenbeteiligungen für die Abschreibungen der Apparate, noch für das nichtärztliche Personal zu deren Betrieb. In Rechnung gestellt wird ihnen nur der Akt des Radiologen, der derzeit 144 Euro pro MRT kostet. Die CNS erstattet davon 88 Prozent zurück.

Wer ins Ausland geht, weiß, dass die Preise dort andere sind, vor allem in Deutschland. Das erfährt auch der Patient mit der MRT-Verschreibung für den schmerzenden Fuß: Die Barmherzigen Brüder in Trier teilen mit, als Privatpatient müsse er mit 450 bis 500 Euro rechnen – und bieten keinen Termin in der nächsten Woche, sondern nach sechs Wochen. Eine freie Radiologenpraxis in Trier stellt 368 Euro in Aussicht, weil sie erklärlicherweise weniger Kosten hat als eine Klinik, und ist ebenfalls nicht schneller.

Tarife in dieser Richtung könnten auch in Luxemburg aufkommen, würde die MRT für den außerklinischen Bereich geöffnet. Renzo Del Fabro lässt durchblicken, er rechne „über den Daumen gepellt mit *Frais connexes* von etwa 260 Euro je Examen“. Was davon die Kasse trüge, wäre Verhandlungssache um eine dann andere Tarifstruktur als heute. Die damit verbundene politische Frage stellt sich schon jetzt: Die Kehrseite von mehr Gesundheitsmarkt heißt eigentlich weniger Allgemeinversicherung für alle als bei einem reguliertem Angebot.



Entre chien et loup

On appelle « entre chien et loup » le moment qui précède le crépuscule, l'heure de tous les dangers quand les contours des choses s'effacent et qu'on voit les loups garous sortir de leurs repaires et les feux follets s'allumer dans les sous-bois.

Dans son livre porté par un souffle narratif exceptionnel, l'historien Henri Wehenkel dresse le portrait de seize Luxembourgeois pris dans l'engrenage de la Collaboration –

grands bourgeois, ouvriers montés en grade, journalistes *völkisch*, cadres techniques ambitieux, artistes conformistes... L'auteur pénètre jusqu'aux niveaux des enjeux, des lieux de décision, des endroits où les chemins se séparent et où il faut choisir. Le livre donne à sentir ces choix dans toute leur urgence sans pour autant faire de jugement de valeur. Il s'agit, selon l'auteur, d'« éclairer les recoins obscurs de la société luxembourgeoise ».

Le livre de 304 pages richement illustré et qui se base sur une série d'articles du *Lëtzebuurger Land*, est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.

Leitartikel

Er tanzte nur einen Sommer

Romain Hilgert

Zu Neujahr kämpfte sich Premierminister Xaver Bettel bei gleich mehreren Sendern und Zeitungen gut gelaunt durch Interviews, in denen er mit den immer gleichen Floskeln seine und die Bilanz seiner liberalen Koalition lobte. Auf die Zukunft angesprochen, blieb er eher defensiv: Premierminister auf Lebenszeit wolle er sowieso nicht bleiben, er wolle seine Politik fortsetzen, wenn nicht in diesem, dann in einem anderen „Job“. So als diene der verzweifelte Optimismus nur der Galerie, als hätte er sich schon mit dem Schicksal und dem Ende der Party abgefunden, das ihm sämtliche Meinungsumfragen seit Frühjahr 2014 vorhersagen. Am Ende räumten selbst Medien, die ihm 2013 geholfen hatten, an die Macht zu kommen, ein, dass er es wieder einmal an Substanz habe fehlen lassen. Als wäre die charmante Oberflächlichkeit nicht seit jeher das Geheimnis seiner Popularität gewesen.

Bemerkenswert war, dass der Premier die Gelegenheit verpasste, um zu Beginn eines Wahljahrs auch nur einen Hauch von Aufbruchsstimmung zu verbreiten und die Wähler für ein Projekt der Regierung oder auch nur seiner Partei zu interessieren, ein Argument, das sie dazu bewegen könnte, noch einmal liberal zu wählen. Er erklärte wohl, dass ihm sein C.D.D. Spaß mache und dass er ihn nach den Wahlen am liebsten

erneuert haben wolle, aber er blieb die Erklärung schuldig, mit welchem politischen Ziel er noch einmal Premier werden soll, was einen DP-Premier zwischen 2018 und 2023 von einem CSV-Premier unterscheiden könnte.

Unter dem standardmäßigen Vorbehalt von Wählerwillen und Koalitionsaussagen meinte Xaver Bettel auf Nachfrage auch, dass er am liebsten Premier eine DP/LSAP/Grünen-Koalition bleiben würde. Aber als Begründung dafür führte er das angeblich noch immer kumpelhafte Verhältnis zwischen den schwungvollen jungen Männern am Regierungstisch an, nicht etwaige politische Vorhaben, die sie nach den Wahlen durchsetzen wollten.

Was könnten auch weitere gemeinsame Vorhaben sein, nach dem Sparpaket, der Steuerreform, dem Referendum, der Straßenbahn, der gleichgeschlechtlichen Ehe und der Privatisierung des Bistums? Noch eine Steuerreform, noch ein Referendum, noch eine Straßenbahn? Alle noch ausstehenden gesellschaftspolitischen Reformen sind auf dem Instanzenweg, *Space-mining* und Mindestloohnerhöhung begeistern wohl nur einen kleinen Teil der Wähler.

Wahr ist, dass 2013 die wichtigste gemeinsame Perspektive der Koalition nicht liberale, unternehmerfreundliche Reformen, sondern, ebenso wie für ihre legendäre Vorgängerkoalition von 1974, eine Regierung ohne CSV war. Für diese Aussicht konnte sie dank Jean-Claude Junckers selbsterstörerischer Unlust vorübergehend eine ausreichende Anzahl von Wechselwählern mobilisieren und am Wahlabend den 32. Sitz herausschlagen. Doch viele dieser Wechselwähler scheinen heute die Ansicht zu vertreten, dass die Fenster genug aufgerissen wurden und der Durchzug für einige Legislaturperioden genügend Mief aus dem CSV-Staat gepustet hat.

Deshalb überrascht es nicht, dass derzeit keine der drei Regierungsparteien gewillt scheint, Panik vor einer drohenden Rückkehr der CSV samt der einst so beliebten Schreckensbilder eines Rückfalls ins klerikale Mittelalter zu schüren. Der graue CSV-Spitzenkandidat Claude Wiseler eignet sich auch denkbar schlecht zur Dämonisierung. Vielmehr scheint sich jeder der drei Koalitionspartner diskret seine Chancen auszurechnen, nach dem 14. Oktober als Juniorpartner der Rechten auserwählt zu werden, und versucht, Betriebsklima in der Regierung hin oder her, sich entsprechend zu positionieren.

Einst interessierten meteorologische Bilanzen bloß Bauern und Winzer. Doch seit wir nicht nur Angst vor den Fremden, der Inflation und zuckerhaltigen Getränken, sondern auch vor dem Klima eingejagt bekommen, stoßen Wetterbilanzen auf allgemeines Interesse. Ein Sturmtief blies gerade die ausrangierte Weihnachtsbäume durch die Straßen, als der Wetterdienst der Administration des services techniques de l'agriculture (Asta) berichtete, dass es vergangenes Jahr in Künztzig 0,7 Grad und in Asselborn 0,4 Grad wärmer war als zwischen 1981 und 2010. Außerdem sei es im ersten Halbjahr trockner und im zweiten feuchter gewesen als während der willkürlichen Referenzperiode. rh.

blog

Personalien

Personalien

Personalien

Bildung

Gemeinden

Gesellschaft

Henri Wehenkel,



Historiker, stellt am Donnerstag, dem 25. Januar ab 19.30 Uhr im Merscher Literaturzentrum sein neues, bei den Éditions d’Letzeburger Land erschiene-ses Buch *Entre chien et loup* vor. In einem Podiumsgespräch mit anschließender Diskussion geht es um die Porträts von Künstlern, Beamten, Gewerkschaftern, Industriellen und Bauern während des Zweiten Weltkriegs, um Kollaboration und Widerstand und um die Überwindung der vaterländischen Geschichtsschreibung. Der Schauspieler Denis Jousselin liest Auszüge aus dem Buch. rh.

Joe Thein,

ehemaliger Petingier Gemeinderat, muss, wie derzeit auch der ehemalige LSAP-Schöffe Dan Codello in Esch-Alzette, erleben, dass es außerhalb der Parteien kein Glück gibt. Nachdem die ADR ihren jungen Hoffnungsträger wegen allzu rechter Ansichten hinaus-schmeißen musste und er bei den Gemeindewahlen im Oktober nicht mehr gewählt wurde, lädt er am Sonntag zum Nationalkongress seiner Partei déi Konservativ ein. Der Familienverein dient vor allem zum Verschicken von Pressemitteilungen, die niemand veröffentlicht will. rh.

Xavier Bettel,

Staatsminister (DP), kam am „Ever-green“ Informationszugang für Journa-listen nicht ganz vorbei. Presse-ratspräsident Paul Peckels hatte ihn beim Neujahrsempfang am Donnerstag daran erinnert, dass der Zugang weiter fehle. Er habe seine Hausaufgaben gemacht, beteuerte Bettel indes– um dann nur auf den Informationszugang für Bürger zu öffentlichen Verwaltungen einzugehen. Sollte sein Gesetzentwurf nicht wirksam sein, stehe seine Tür offen, versprach Bettel, der offenbar Vorgänger Jean-Claude Juncker (CSV) in punkto Ignoranz und nicht wirklich Zuhören nachefern will. Auch auf die Forderung Peckels, die Medienvielfalt genau zu definieren, ging Bettel nur am Rande ein, ihm geht es vor allem um „Qualität“. Nicht die Zahl der Seiten, sondern die Arbeit der Journalisten müsste bei der staatlichen Pressehilfe mehr Gewicht bekommen, so Bettel, der seinen Vorschlag für eine Reform der Pressehilfe in den kommenden Wochen vor Journalisten vorstellen will. ik

Viviane Reding,

ehemalige *Roaming queen* der Europäi-schen Kommission und gegen Claude Wiseler unterlegene Anwärterin für die Spitzenkandidatur der CSV, nimmt am Samstag mit einem „Impulsvortrag“ am *Dräikinnektreffen* in Bissen teil. Denn in einem Wahljahr wollen die nicht mehr so jungen christlichsozialen Nachwuchspolitiker lieber nicht mehr die CSV reformieren, sondern einst-weilen bloß das Internet. rh.

Jill Sterba,

Angestellte einer Werberegie, sprach Tausenden aus dem Herzen, als sie vergangenen Monat auf der Internetsei-te des Parlaments eine Unterschriften-sammlung einreichte mit dem Ziel „de ne plus devoir avancer l’argent lors de visites médicales“. Denn „en France le tiers payant existe depuis longtemps chez les médecins également. Cela serait tellement plus facile et éviterait beaucoup de travail à rassembler tous les papiers etc.“ Bis zum gestrigen Donnerstag hatten bereits 6 690 Leute die noch bis zum 2. Februar ausliegen-de Petition unterstützt. Damit ist die Schwelle von 4 500 Unterzeichnern überschritten, die der Autorin Anrecht auf eine öffentliche Anhörung im Parlament gibt. Der Vorsitzende des Ärzte- und Zahnärzteverbands AMMD, Alain Schmit, kämpfte am Mittwoch auf verlorenem Posten, als er über *RTL* den jahrzehntealten Wider-stand der Ärzte gegen das in anderen Bereichen der Gesundheitsversorgung und in anderen Ländern übliche Sachleistungsprinzip mit dem „Vertrau-ensverhältnis“ zwischen Arzt und Patient sowie der Gefahr einer verstaat-lichten Medizin zu rechtfertigen versuchte. rh.

Schranken

Carlos Pereira Marques, der Botschafter der Portugiesischen Republik, beklagte sich in einem Interview mit der Zeitung *Contacto*, dass es noch immer „Schran-ken“ gebe, die Schülern aus portugiesi-schen Familien „den gleichen Zugang“ zum Luxemburger Bildungswesen erschwerten. Vor allem weil die Anforderungen an die Sprachkenntnis-se dieser Schüler, die auch noch Portugiesisch lernten, sehr hoch seien. Dies stelle eine der Ursachen für das Schulversagen dar. Auch das bisherige System der Orientierung habe die Schüler sehr früh zu technischen Ausbildungen oder Hochschulstudien geleitet. rh.

Talentförderung

Die Firma Docler Holding kündigte diese Woche an, dem Lycée technique d’Esch-Alzette 50 Computerserver zu schenken. Dadurch soll rund 100 Schülern und Lehrern die Arbeit mit Betriebssystemen und *Cloud computing* ermöglicht werden und sollen so „neue Talente“ geweckt werden, wie es in einer Pressemitteilung heißt. Docler betreibt im Internet die Programme *LiveJasmin* und *Jasmin TV*, die zu den größten Webcam-Seiten der Porno-branche gehören. rh.



Neue Gemeinden



Seit Montagmorgen gibt es entspre-chend den Fusionsgesetzen drei neue Gemeinden im Land: Habscht, Helperknapp und Rosport. Habscht entstand durch die Fusion von Hob-scheid. Zur Gemeinde gehören nun Simmer, Eischen Greisch, Hobscheid, Klaushof, Leesbach, Roodt, Simmer-farm, Simmerschmelz, Simmer, Lauterbour, Gäichel und Kreuzerbuch mit 4 289 Einwohnern. Helperknapp ist der neue Name für Boewingen und Tüntingen. Hierzu zählen Ansenburg, Boewingen-Atert, Bëschdref, Bill, Brichermillen, Bruch, Bur, Claushaff, Fënsterdall, Fënsterdallerhéicht, Grëiweknapp, Helperknapp, Hollenfels, Kuelbecherhaff, Marienthal, Mariendal-lerhaff, Openthalt und Tüntingen mit 4 095 Einwohnern. Rosport wurde um die Nachbargemeinde Mompach vergrößert und zählt nun 3 620 Einwohner in den Ortschaften Born, Boursdorf, Dickweiler, Girst, Girster-klaus, Givenich, Herborn, Hinkel, Lilien, Moersdorf, Mompach, Osweiler, Rosport und Steinheim. rh.

Beobachter

Der Hass und die Intoleranz gegenüber Muslimen sei hierzulande nicht so ausgeprägt wie in den Nachbarländern. Aber das geplante gesetzliche Verschlei-erungsverbot, die Ablehnung, eine Anwältin mit einem Kopftuch zu vereidigen, und allerlei rassistische Kommentare seien Beispiele der Ausgrenzung. Das meldet ein weitge-hend anonymes Observatoire de l’islamophobie, das diese Woche seine Arbeit im Rahmen einer von jungen Akademikern gegründeten interkultu-rellen Forschungsstelle Iredis aufnahm. Das Observatorium will in Jahresbe-richten die Islamophobie bilanzieren und einen Preis für ihre Bekämpfung verleihen, der nach Jean-Michel Yahya Treinen benannt ist, dem vor zwei Jahren verstorbenen Übersetzer des Koran auf Luxemburgisch. rh.

Éditions d’Letzeburger Land

En conformité avec l’article 66 de la loi du 8 juin 2004 sur la liberté d’expression dans les médias, les Éditions d’Letzeburger Land s.à r.l. informent leurs lecteurs de la structure de leur capital et de leur administration.

Actionnariat :
Fondation d’Letzeburger Land (100 pour cent) ;

Conseil d’administration :
Stephan Kinsch, président, Cynthia Kinsch, Bob Kneip, Sam Reckinger, administrateurs ;

Gestion journalière :
Romain Hilgert, gérant.

Hass, Gewalt und gezielt gestreute Falschnachrichten im Netz einzudämmen, sind eine Herausforderung für Demokratien heute. In Luxemburg bilden Justiz und Medien die Speerspitze gegen Trolle

Flaschengeister

Ines Kurschat

Das neue Jahr war kaum angebrochen, da hatte der Nachbar schon seinen ersten Medienskandal: Eine deutsche Abgeordnete der rechtsextremen AfD hatte einen islam- und ausländerfeindlichen Tweet zu Silvester abgesetzt und wurde prompt von der Polizei wegen Volksverhetzung angezeigt. Außerdem sperrte *Twitter* kurzzeitig ihr Konto, wenig später zog *Facebook*, wo sich die Abgeordnete über „Zensur“ empört hatte, nach und bescherte somit dem Netzdurchsetzungsgesetz (NetzDG) ungewollt Aufmerksamkeit.

Mit Jahresbeginn war der Startschuss für die Regelung gefallen, die helfen soll, Hasskommentare im Netz zu unterbinden. Eigentlich ist das nichts anderes, als der Versuch, bestehendes Recht umzusetzen. Nach dem deutschen Telemediengesetz waren Onlineanbieter bereits vorher verpflichtet, strafbare Inhalte, von denen sie Kenntnis hatten, zu löschen. Das klappte allerdings kaum, die Netzwerke löschten trotz Beschwerden spät, zu wenig oder gar nicht, und als nach Beratungen auf höchster Ebene das Problem nicht besser wurde, holte die CDU-SPD-Koalition die Peitsche raus und regelte per Gesetz, dass soziale Netzwerke ein wirksames Beschwerdemanagement für den Umgang mit strafbaren Inhalten einrichten müssen. Bereits vorm Inkrafttreten mahnten Kritiker, der Gesetzgeber sei übers Ziel hinausgeschossen. Chaos Computer Club, Bitkom-IT-Branchenverband, Deutscher Journalistenverband sehen die Meinungsfreiheit in Gefahr, weil soziale Netzwerke, die selbst vorentscheiden, was ein strafbarer Inhalt ist, aus Sorge, sie könnten andernfalls ein millionenschweres Bußgeld riskieren, zu viel löschen, quasi eine Art Präventivzensur ausüben. Dass die Sorge vor *Overblocking* nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigte sich einen Tag später, als das Satire-Magazin *Titanic* mit einem Tweet, in dem es den rassistischen Post der AfD-Abgeordneten ironisch brach, ebenfalls gesperrt wurde.

Luxemburg ist vom Gesetz indirekt betroffen: Wer von Deutschland aus in einem Luxemburger *Facebook*-Chat Hasskommentare entdeckt, kann auch sie melden. Im schlimmsten Fall wären sie für Deutschland zu sperren, Luxemburger Bürger können selbst keine volksverhetzende Inhalte nach dem NetzDG melden: Während in Deutschland *Twitter* unter dem Stichwort „Fällt unter das Netzdurchsetzungsgesetz“ akribisch Tatbestände des Strafgesetzbuchs listet, gibt es die Funktion für Luxemburg nicht; hier gilt der *Code pénal*. Ein spezielles Gesetz, das soziale Netzwerke dazu verpflichtet, strafbare Inhalte binnen einer 24-Stunden-Frist zu löschen, gibt es in Luxemburg nicht. Allerdings ist der Aufruf zu Hass und Gewalt, ob im Netz oder auf der Straße, auch hierzulande strafbar – und ein ernstes Problem.

„80 bis 85 Prozent der Kommentare, die wir in unserem Foren bekommen, sind okay. Die übrigen 15 Prozent sind mindestens fragwürdig“, sagt Luc Marteling, Online-Chef von *RTL Lëtzebuerg*. Seine Redakteure lesen jeden Kommentar, bevor er freigeschaltet wird. Auch wenn für den Inhalt seines Beitrags der Autor selbst hafte: „Wir haben als Verleger eine Verantwortung.“ Wer bei *RTL* kommentieren will, muss sich einloggen und sein Profil per SMS und Email bestätigen. Auf Klarnamen beim Einloggen verzichtet das Medienunternehmen. „Es ist ein Irrglaube, zu meinen, das würde notorische Wutschreiber abhalten. Auf *Facebook* gilt das Klarnamenprinzip, aber da bekommen wir oft die schlimmeren Beiträge“, so Marteling.

Im September einigten sich Journalisten und Verleger im Presserat erstmals auf eine *Netiquette*. Sie gilt nicht nur für die Online-Foren der Medienhäuser, sondern sei auch auf *Facebook* und *Twitter* anzuwenden. Obwohl der Handlungsspielraum der Medien dort insofern beschränkt ist, als sie Nutzer nur warnen und rechtswidrige Beiträge löschen können. Die *Netiquette*, die mit IT-Spezialisten von Bee-Secure entwickelt wurde, empfiehlt, nicht mit Wut im Bauch zu schreiben. Das

Zur Abschreckung von Nachahmern: Besonders zu Beginn sind Gerichte teils mit drakonischen Urteilen gegen Hasskommentare im Netz vorgegangen

Internet sei kein rechtsfreier Raum, deshalb sind „illegale Inhalte, wie rassistisch, diskriminierende, sexistische, pornografische oder gewaltverherrlichende Beiträge, wie z.B. der Aufruf zu Hass oder zu Gewalt und Beleidigungen nicht akzeptabel“, können gelöscht, ihr Verfasser verwarnet oder angezeigt werden. Auch „unangebrachte Inhalte“, wie anzügliche oder persönliche Angriffe, sind untersagt: Was angebracht ist oder nicht, hängt aber oft vom Standpunkt des Betrachters ab. In Redaktionen diskutieren erfahrene Journalisten Grenzfälle, wenn sie die Zeit dazu haben: „Die Meinungsfreiheit ist ein hohes Gut. Wenn aber an einem Tag auf einen Artikel 250 Kommentare oder mehr kommen, kann uns ein illegaler Beitrag durchgehen“, räumt Marteling ein.

Zudem dürfte nicht jedem Nutzer der Verhaltenskodex bekannt sein. *RTL* hat neben der *Netiquette* eigene Nutzungsbedingungen definiert. Sie legen auch die Höchststrafe fest: Wer wiederholt gegen Regeln verstößt, wer etwa mit Hassbeiträgen auffällt und andere beleidigt, wird gesperrt oder fliegt raus. Beim *Luxemburger Wort*, das keine Kommentarfunktion auf der eigenen Homepage hat, aber deren Journalisten Vize-Chefredakteur Claude Feyereisen zufolge ebenfalls „jeden einzelnen Kommentar lesen“, findet sie auf *Facebook*, wer gezielt danach sucht. Andere Medien haben sie erst gar nicht auf ihrer Homepage stehen. Interessierte können sie unter *netiquette.lu* nachlesen.

Das heißt aber nicht, dass Hobby-Kommentatorinnen und Kommentatoren deswegen nicht für illegale Inhalte belangt werden können. Luxemburger Gerichte haben etliche mehr und weniger spektakuläre Urteile gegen *Hate Postings* aller Art gesprochen. Allein im vergangenen zwei Jahren (vom 1.1.2016 bis Ende August 2017) landeten 49 Klagen vor Gericht, weil Zeugen Anzeige wegen Aufrufs zum Hass erstatteten. Große Aufmerksamkeit wurde Pierre Peters zuteil, der 2016 zu acht Monaten Gefängnisstrafe wegen Aufrufs zum Hass verurteilt wurde. Peters, ein rechtsradikaler Wiederholungstäter, wurde in erster Instanz wegen ausländerfeindlicher Wursendungen, die er in Mamer und Luxemburg verteilt hatte, ohne Bewährung verurteilt. Auch weniger notorische Wutbürger wurden belangt: Im November wurden vier Personen wegen Hass im Netz verurteilt. Eine hatte unter einer Meldung von *Radio Latina* zur Flüchtlingspolitik geschrieben: „Eines Tages wird ihre Tochter vergewaltigt oder gesteinigt durch einen...“. Die Strafen wurden ausgesetzt. Sollten die Verurteilten erneut mit Hasskommentaren auffallen, dürften die Richter keine Milde mehr walten lassen. Dass zwei der Autoren in Frankreich wohnten, half ihnen übrigens nicht: Weil in Frankreich der Aufruf zum Hass ebenfalls strafbar ist und das Territorialprinzip gilt; die Kommentare befanden sich im *Facebook*-Aufttritt eines Luxemburger Unternehmens.

„Die Justiz hat schnell und vergleichsweise streng reagiert“, meint Luc Marteling. Dass die Richter so konsequent durchgegriffen habe, habe auf die Luxemburger Nutzer von den sozialen Netzwerken eine abschreckende Wirkung, vermutet der Online-Redakteur, der bei *RTL* keine Zunahme an Hasskommentaren festgestellt haben will. Eine Statistik, wie oft etwa Kommentare gelöscht werden, erheben *RTL* und *Wort* nicht. Allerdings führt *RTL* eine Schwarze Liste mit gesperrten Wiederholungstätern sowie eine graue mit „auffälligen Profilen“. Mehr Kopfzerbrechen als der Hass bereitet Marteling „die Polarisierung für oder gegen Gambia“. Ihm ist zudem aufgefallen, dass Nutzer zuweilen „wie verabredet“ einen Bei-

trag kommentieren, um eine gewisse Meinung vorzugeben. Mitunter versuchen die *RTL*-Redakteure dann gegenzuwirken.

Wer sich auf Plattformen rechter Gruppen hierzulande umschaut, stellt fest: Die meisten haben Benimmregeln. Die *Facebook*-Administratoren von Neiwahlen elo ermahnen Diskutierende regelmäßig, diese Regeln auch einzuhalten. Beim *Facebook*-Aufttritt der Splitterpartei *déi konservativ* kommen als Reaktion auf Anfeindungen von außen allenfalls vereinzelt Unmutsbekundungen. Auf eigenen *Facebook*-Seiten werden Sympathisanten deutlicher, loben Aussagen der AfD oder der Freiheitlichen Partei Österreichs, die mit den Konservativen in Wien die Regierung stellt. Verglichen mit dem Auftritt des *Front national* in Frankreich, wo Nutzer gegen „Abschaum“ wettern und auch mal die Todesstrafe fordern, erscheinen Online-Debatten im überschaubaren Luxemburg vergleichsweise gemäßigt.

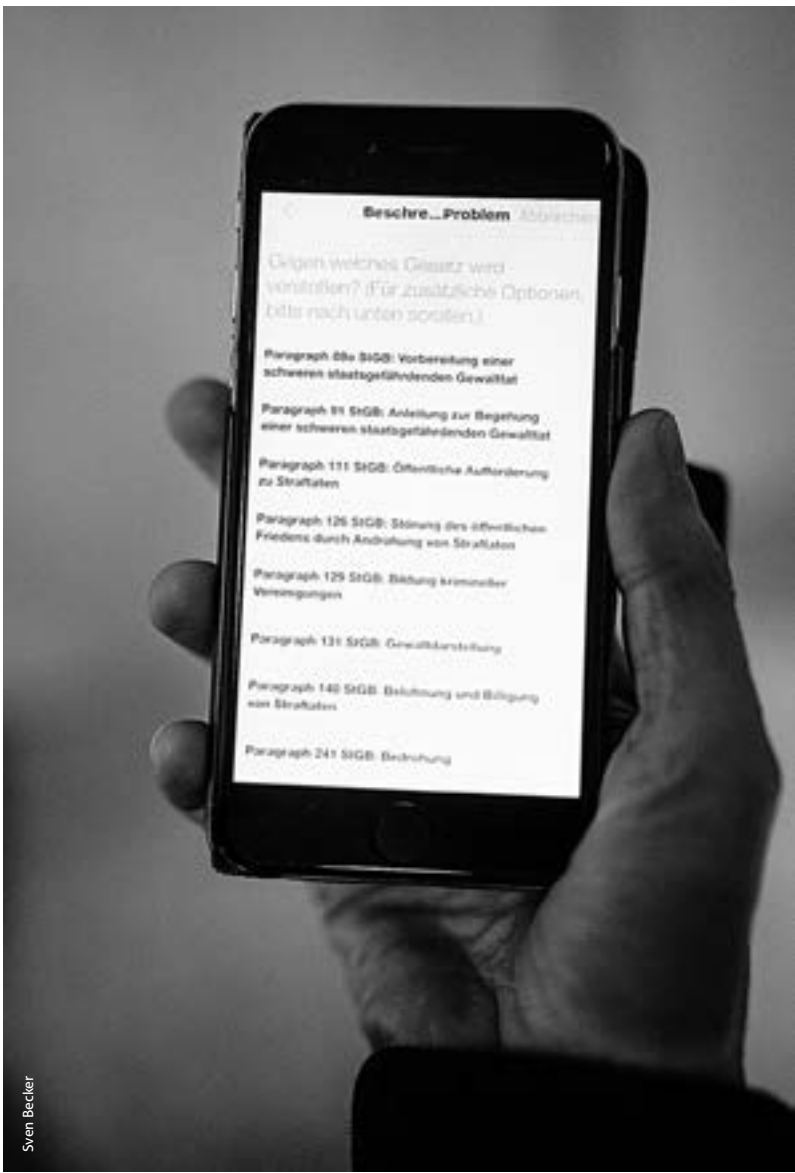
Schwieriger hat es die Justiz, geht es um die Verfolgung oder Eindämmung absichtlicher Falschnachrichten. Auslöser für den gesperrten Tweet der AfD-Abgeordneten waren vermeintliche „Schutzzonen für Frauen“ in der Silvesternacht. Die Meldung, die vom CSV-Abgeordneten Laurent Mosar auf *Twitter* geteilt wurde, stellte sich als grob verzerrt heraus: Das Konzept einer Anlaufstelle für Opfer von sexuellen Übergriffen, dieses Jahr um einen Schonraum erweitert, gibt es auch beim Oktoberfest und ist zudem auch für Männer zugänglich. Von polizeilich gesicherten deutschlandweiten Schutzzonen für Frauen konnte keine Rede sein. Eigentlich fallen auch Falschinformationen unter das Netzdurchsetzungsgesetz. Im deutschen *Twitter*-Feed (Funktion wird per Geo-Lokalisation aktiviert) können Fälschungen nach Artikel 269 StGB gemeldet werden. Eine richtige Zuordnung verlangt mindestens juristische Grundkenntnisse. Facebook Deutschland hat, um die Auflagen umzusetzen, ein zweites Löschzentrum in Essen eingerichtet, wo 500 Online-Mitarbeiter sich den ganzen Tag durch Wut- und Hassreden klicken. Das Haupt-

problem bleibt, dass *Facebook* selbst vorauswählt, welcher Inhalt illegal sein soll oder nicht.

Hier rächt sich ein frühes Versäumnis. Von Anfang an hatte es der Gesetzgeber in den USA, und zunächst auch in Europa, *Facebook*, *You-Tube*, *Twitter* und Co. überlassen, Inhalte selbst zu regeln. *Facebook* und *Twitter* hatten mit Verweis darauf, selbst keine Nachrichten zu produzieren, Haftung und Verantwortung für Inhalte stets abgelehnt. Inzwischen, angesichts der Flut von *Fake News* und Hassbotschaften, ist die Position nicht länger haltbar. Brüssel schaut genau auf die Erfahrungen, die in Deutschland und künftig wohl auch in Frankreich diesbezüglich gemacht werden: Frankreichs Staatspräsident kündigte beim Neujahresempfang vor Journalisten ein Gesetz gegen Falschmeldungen zu Wahlkampfzeiten an, ein Vorstoß, den Staatsminister Xavier Bettel ausdrücklich begrüßte. Er störte sich nur an der Frist „zu Wahlkampfzeiten“. Ende September veröffentlichte die EU-Kommission eine Mitteilung über den Umgang mit illegalen Online-Inhalten, die eine Orientierungshilfe für Netzanbieter sein soll. Noch hält Brüssel an deren Selbstregulierung fest, aber Vera Jorouvá, Kommissarin für Justiz und Verbraucherschutz, warnte im September: „Sollten die Tech-Unternehmen die Erwartungen nicht erfüllen, dann werden wir das tun.“

Eine Studie über *Information Disorder* für den Europarat in Straßburg vom September 2017 zeigt die komplexen Herausforderungen im Umgang mit Falschinformationen akribisch auf: Längst geht es nicht mehr um einzelne Pöbler, die mal Dampf ablassen: Politische Parteien, Gruppierungen, Staaten haben das Netz zur politischen Beeinflussung und Meinungsmache entdeckt. Falschmeldungen werden produziert, ins Netz gespeist und von *Social Bots* verteilt. Das sind Software-roboter, die automatisiert Beiträge posten und deren Premium-Versionen selbst für geübte Nutzer kaum mehr zu erkennen sind. Menschliche Trolle sorgen parallel dafür, dass potenzielle Kritiker mit *Shitstorms* und persönlichen Attacken in Schach gehalten werden. Die wahre Geschichte der Trollfabrik im russischen Sankt Petersburg, die gezielt Falschmeldungen über die US-Demokraten verschickten, ging um die Welt. Auch *Gamergate*, als 2014 Videospieler gezielt Frauen mit Mord und Vergewaltigung bedrohten, die Sexismus in der Branche kritisiert hatten, zeigt, welche Wirkungsmacht selbst lose koordinierte Attacken entfalten.

Datenfirmen wie Cambridge Analytica, die Wahlkampfhilfe für Trump geleistet hat, versuchen mittels statistischer Modelle und maßgeschneiderter Kampagnen Wähler zu gewinnen. In Kenia, wo die Firma von der Opposition angeheuert wurde, wurde die Wahl wegen Verdachts auf Einflussnahme annulliert. In den USA beschäftigen *Facebook* und *Twitter* inzwischen den Senat. Sie mussten erklären, inwiefern ihre Plattformen durch falsche Identitäten, auf bestimmte Profile zugeschnittene politische Werbeanzeigen, Falschinformationen und Algorithmen, die auf möglichst große Wirkung abzielen, Russland halfen, die Wahlen 2016 zu beeinflussen. Das ist nicht mehr witzig: Medienexperten, wie der Münchner Politologe Simon Hegelich, sehen durch automatisierte Kampagnen und Trolle, die gezielt Gefühle wie Hass und Vorurteile ausnutzen, die Demokratie in Gefahr. Auch beim Brexit gehen Datenforensiker Spuren im Netz nach, ob es im Vorfeld eine Beeinflussung durch *Fake News* gab. Forscher enttarnen kürzlich 45 *Twitter*-Konten, von denen aus vernetzte *Bots* gezielt Falschmeldungen zu Trump, dem Brexit und zur deutschen Kanzlerin und die Flüchtlingskrise verbreiteten, die wiederum von Tausenden Nutzern geteilt wurden. Ein Grund, warum Berlin auf die rasche Umsetzung des NetzDG drängt und eine rasche Abänderung trotz der deutlichen Schwächen unwahrscheinlich ist. Zumal den Kritikern der Regulierung bisher keine bessere Lösung zur wirksamen Bekämpfung des Phänomens eingefallen ist. Der Geist ist aus der Flasche.



Rund 80 Prozent der Online-Kommentare bei *RTL Lëtzebuerg* seien nicht zu beanstanden. Notorische Pöbler und Rassisten werden zur Not gesperrt



Mardi, le conseil échevinal de la Ville d'Esch-sur-Alzette a nommé la metteure en scène Carole Lorang comme nouvelle directrice de son théâtre municipal. Portrait

La militante souriante

josée hansen



Deal Si la nomination du nouveau directeur du Théâtre d'Esch a pris si longtemps – l'appel à candidatures avait été lancé en juillet 2017, la présentation de la successeur de Charles Muller a eu lieu mardi 2 janvier, soit six mois plus tard –, c'est que, en coulisses, la politique s'en mêla d'une manière peu ragoûtante. En effet, Etienne Schneider, le ministre socialiste de l'Économie et probable tête de liste de son parti pour les élections législatives d'octobre, avait proposé un marché à une des candidates, l'actrice, présentatrice et productrice de films (Deal Productions) Désirée Nosbusch : tu acceptes de figurer sur notre liste pour les élections législatives et je ferai en sorte que tu deviennes directrice du théâtre. Cela a bien emmerdé Véra Spautz (LSAP) et sa majorité de gauche et serait, selon plusieurs sources concordantes que le *Land* a pu interroger, une des raisons du retard qu'avait pris la procédure, l'ancien conseil échevinal se tâtant sur quelle procédure mettre en place pour que le pot-aux-roses ne soit pas découvert. La mise en place d'un jury fut évoquée, de premières personnes contactées pour éventuellement y figurer. Le résultat du 8 octobre les prit au dépourvu, et la nouvelle majorité CSV-DP-Déi Gréng du jeune maire Georges Mischo (CSV) était sous pression pour cette nomination. Surtout qu'il s'agit d'un contrat à durée indéterminée, et que, après le scandale qu'avait provoqué la possible non-reconduction des deux responsables d'Esch 2022, Janina Strötgen et Andreas Wagner (voir *d'Land* du 8 décembre 2017), ils ne pouvaient plus se permettre de faux-pas.

« Le conseil échevinal a vu tous les candidats, ils étaient neuf, avant de se décider à l'unanimité pour Carole Lorang », expliqua Georges Mischo mardi dans la salle des séances de l'Hôtel de Ville d'Esch. D'autres candidats sérieux étaient donc Désirée Nosbusch, puis Fred Frenay, acteur et metteur en scène, le chorégraphe Jean-Guillaume Weis, l'auteur et metteur en scène Rafaël David Kohn et le metteur en scène Stefan Maurer, auxquels s'ajoutaient quelques inconnus de la scène. (Carole Lorang avait elle-même déjà postulé lors de la dernière échéance, lors du départ à la retraite de Philippe Noesen ; elle avait alors même pas trente ans et s'était présentée avec Karolina Markiewicz ; le choix s'étant porté sur Charles Muller). Comme ni le maire, ni l'adjoint à la culture libéral Pim Knaff ne sont de grands experts de théâtre, ils ont, après les entretiens qui ont eu lieu fin décembre, pris le téléphone et demandé conseil à des connaisseurs de la scène théâtrale et des arcanes de la culture : tous auraient salué la compétence et le professionnalisme de Carole Lorang. C'est donc le cœur léger qu'ils purent présenter l'élue mardi ; les réactions du milieu furent enthousiastes.

C'est tout sourire que Carole Lorang se présenta devant la presse. Souriante mais déterminée. Et ce non seulement parce qu'elle pourra désormais mettre en musique ses visions d'une professionnalisation des modes de production du théâtre au Luxembourg – « aujourd'hui, on applique toujours la même recette : six semaines de répétitions avec trois acteurs, pour trois représentations et puis c'est fini » regretta-t-elle –, développer d'autres formes, comme travailler durant une année sur un projet pour encourager une nouvelle créativité. Mais souriante aussi parce que le matin même paraissait le nouveau numéro du magazine spécialisé allemand *Theater heute*, celui de janvier 2018, la bible du théâtre germanophone, dans lequel sa mise en scène de 7 *Minuten* – *Betriebsrat* de Stefano Massini, coproduit par les Théâtres de la Ville de Luxembourg et le Staatstheater de Mayence, reçoit une critique dithyrambique. Esther Boldt la couvre d'éloges : « Carole

Lorangs Regie besticht mit einer feinen Schauspielereinführung und mit einem hohen Gespür für Musikalität, für den Rhythmus der Inszenierung. Sie weiß die Gruppendynamiken, die Ungeduld und das Kopfzerbrechen, die Wortgefechte und die Frustration, den aufkeimenden Jubel und das leise Misstrauen fein zu orchestrieren – und ihr Ensemble ist durchweg grandios ». Début novembre, le site *Nachtkritik.de* avait déjà noté que « Lorangs Figuren sind Stereotypen, die sich durch ihre Vergangenheit, ihr Alter, ihre subjektiven Gefühle und unterschiedlichen Beweggründe aneinander stetig aufreiben. » Il est assez rare que des mises en scènes luxembourgeoises soient vues par des critiques de renom (à l'exception de celles de Frank Hoffmann), Carole Lorang peut donc se réjouir d'une double reconnaissance, nationale et internationale cette semaine.

Nouvelle génération La (toujours assez) jeune femme – elle est née en 1974 – est une représentante de la nouvelle génération du théâtre autochtone, celle qui, après les pionniers que furent les Tun Deutsch, Marc Olinger, Philippe Noesen, Marja-Leena Junker, Frank Feitler, Frank Hoffmann et Charles Muller, trouva tout à fait naturel de s'engager dans une carrière théâtrale, de faire des études spécialisées – mise en scène, direction d'acteurs et management culturel à l'Insas à Bruxelles (de 1996 à 2001) –, puis de faire ses armes sur le terrain, en tant qu'assistante à la mise en scène d'abord, puis avec ses premières créations à elle. Par exemple *Ménage* de l'auteur hongrois Péter Nádas à la Kulturfabrik, en 2003. Adepte du théâtre populaire – elle a fait son mémoire de fin d'études sur « le silence dans le *Volkstheater*, de Horváth à Kroetz » – elle est à l'opposé de sa consœur Anne Simon : là où Simon est hyperkinétique, nerveuse, moderne et fluo déjantée dans son travail, Carole Lorang est calme, posée, intemporelle et plutôt dans les tons de gris hyperchic.

Depuis le début du siècle, elle travaille d'arrache-pied pour vivre en tant qu'indépendante, enchaîne les mises en scène qui sont parfois des commandes, parfois des propositions personnelles. C'est grâce à sa rencontre avec Frank Feitler, alors directeur du Grand Théâtre, qu'elle évoluera le plus rapidement. Feitler dit à tous les créatifs qui viennent le voir pour mettre en scène au Limpertsberg qu'il ne veut jamais en être le producteur exclusif, à eux de se démerder pour trouver des moyens supplémentaires et des coproducteurs, de préférence des théâtres à l'étranger. Carole Lorang fonde alors

la Compagnie du Grand Boube, avec ses amis et collaborateurs fidèles comme l'auteur et dramaturge Mani Muller (son partenaire dans la vie) et l'actrice Bach-Lan Lëbathi (qu'on retrouve dans beaucoup de ses pièces). Et ça marche : *Yvonne, la princesse de Bourgogne* ou *La maison de Bernarda Alba* sont des succès critiques, la dernière tourna dans toute la France – car Feitler, discrètement, invita des directeurs de théâtre internationaux aux premières, afin de leur montrer l'œuvre finie. Produire autrement et se tourner résolument vers l'étranger pour avancer est aussi une des recettes que Carole Lorang veut appliquer au théâtre d'Esch, une de ses priorités étant que le théâtre accordera une large place à la création autochtone. Elle-même voulant continuer à mettre en scène, mais seulement une pièce par an ou par 18 mois, car « je ne veux pas prendre en otage la maison ».

Belgitude De son temps d'études en Belgique, mais aussi ses premières expériences de travail, Carole Lorang a gardé un côté un peu belge : modeste et pragmatique, elle sait qu'il faut avant tout travailler pour avancer. Elle n'a jamais attrapé la grosse tête après une tournée couronnée de succès, pas même en étant élue, en 2016, première femme présidente de la Theaterföderation. Au contraire : elle a profité de ce poste pour faire une petite révolution et impliquer les créatifs indépendants représentant toutes les professions théâtrales dans ce qui fut avant une organisation patronale. Elle veut y parler barèmes d'honoraires, conditions de production, aide à l'export... Depuis, elle fut de toutes les table-rondes, de tous les débats, de tous les groupes de travail du ministère de la Culture. À côté de ses mises en scène, de son activité d'enseignante dans divers Conservatoires et de mère de deux enfants. À Esch, elle veut ramener le théâtre dans la vie des gens, aller à leur rencontre, ouvrir la maison et son bar, la rendre accueillante pour les adultes aussi bien que pour les jeunes et les enfants. Elle a d'ailleurs monté de nombreux spectacles pour enfants et jeunes, de *Struwelpéiter* à *Wilhelm B.*

Expérimental Carole Lorang est aussi une adepte de la transdisciplinarité – elle veut entre autres miser sur le théâtre musical – et de l'expérimental : on se souviendra par exemple de son concept *Ni vu ni connu*, avec lequel elle et son équipe surprirent chaque mois avec un spectacle ayant lieu à un autre endroit caché, de l'année culturelle de 2007 jusqu'en 2010. La savoir à la tête de la deuxième scène du pays pour l'année culturelle 2022 rassure énormément.

Faits et chiffres sur le Théâtre d'Esch

Construit au début des années 1960, inauguré en 1962 (deux ans avant le « Neien Theater » de la Ville de Luxembourg), le Théâtre municipal de la Ville d'Esch-sur-Alzette est, au même titre que celui de la capitale, un service communal. Il aura été dirigé par quatre hommes : Joseph Wampach, Guy Wagner, Philippe Noesen et (jusqu'en juillet de cette année) Charles Muller. Il dispose de quelque 500 sièges, la partie publique a été rénovée à la fin des années 1990 et la technique entre 2008 et 2010 (coût : seize millions d'euros), en faisant une des scènes les plus performantes du pays. Son budget, toutefois, est limité : 4,3 millions d'euros, soit plus du double du Théâtre national de Frank Hoffmann (qui est une asbl), mais moins du quart de celui des Théâtres de la Ville de Luxembourg (17 millions par an). L'État ne lui accorde qu'une aide modeste de 350 000 euros par an. Le budget artistique est de moins d'un million d'euros (900 000), avec lequel il assure aussi bien des créations que des coproductions et des accueils. Le Théâtre emploie une cinquantaine de personnes, dont 18 placeurs et placeuses, les concierges et caissiers etc. L'administration à proprement parler n'est que de trois postes et demi, plus le directeur lui-même, ce n'est rien. Lors de la présentation, mardi, tout le monde, y compris les politiques, s'accordaient à dire que le budget devait être revu à la hausse et « deux à trois » postes créés d'urgence, notamment dans la communication, la production et/ou la diffusion. Carole Lorang est la première femme à diriger un théâtre municipal au Luxembourg. Elle commencera en mars et son contrat est à durée indéterminée, comme tous les postes de directeurs de théâtre public. Durant quatre mois, jusqu'à ce que Charles Muller prenne sa retraite, ils pourront travailler ensemble pour assurer une transition sans couacs. Une grande partie de la prochaine saison, 2018/19, est déjà programmée. jh

Carole Lorang a gardé un côté un peu belge : modeste et pragmatique, elle sait qu'il faut avant tout travailler pour avancer

Visages d'un changement : Charles Muller, directeur du Théâtre d'Esch depuis 2004 ; le conseil échevinal CSV-DP-Verts sorti des urnes le 8 octobre autour du maire Georges Mischo (CSV, deuxième à partir de la gauche) ; Carole Lorang, future directrice du théâtre

Gesundschrumpfen

Martin Theobald, Berlin

Es ist ein Kreuz mit Europa, mit dem Kontinent und dessen politischer Union. Die einen möchten mehr, die anderen weniger, einer gar nicht mehr und andere nur die-jenigen Errungenschaften, die ins persönliche Machterhaltungsprogramm des jeweiligen Staatenlenkers passen. Die Zeit ist wohlfeil mit möglichst vielen Visionen und Strategien zur Europäischen Union auf dem Markt der politischen Eitelkeiten auf sich aufmerksam zu machen und im Gespräch zu bleiben. Während Martin Schulz, Chef der deutschen Sozialdemokraten, binnen sieben Jahren die Vereinigten Staaten von Europa schaffen möchte, setzt der Publizist und langjährige Europaabgeordnete der Grünen, Daniel Cohn-Bendit, auf den Prozess des Gesundschrumpfens.

Blaupause dazu sind – nach Meinung Cohn-Bendits – die derzeit laufenden Brexit-Verhandlungen zwischen der Union und Großbritannien. Dies sei durchaus ein Modell für kooperationsunwillige Mitgliedsstaaten wie Polen, Tschechien und Ungarn, wie der Politiker gegenüber der Nachrichtenagentur *AFP* erklärte. Diesen Staaten solle es fortan freigestellt werden, die EU zu verlassen, wenn sie sich nicht an der geplanten Neugestaltung des Bündnisses beteiligen wollen. „Die Verhandlungen über den Brexit sind Musterverhandlungen für solche Situationen“, führte Cohn-Bendit aus.

Der frühere Ko-Vorsitzende der Grünen-Fraktion im Europaparlament gab in dem Gespräch eine durchaus düstere Prognose für die EU ab. 14 Jahre nach dem Beitritt der osteuropäischen Länder zur Union im Mai 2004 werde es „zu einem Trennungsprozess“ kommen. Es sei dabei absehbar, dass die Staaten der Eurozone künftig ihre milliarden schweren Kohäsions- und Agrarfonds für all jene Länder reduzieren würden, die das Prinzip der Solidarität nicht teilen. „Dann wird es eine Abspaltungs-bewegung dieser Länder geben“, mutmaßte der 72-Jährige. Zum Vorteil der EU, denn diese könne sich dadurch „gesundschrumpfen“. Für Länder wie Polen, Tschechien und Ungarn soll es dann eine Form der „privilegierten Partnerschaft“ geben, so wie sie derzeit zwischen dem Vereinigten Königreich und der EU ausgehandelt werde – etwa in Form einer Zollunion.

Cohn-Bendit bekundete darüber hinaus seine Sympathie für die Europa-Pläne des französischen Präsidenten Emmanuel Macron: „Für ihn ist die Ausgestaltung der Eurozone die Bedingung dafür, dass Europa handlungsfähig in der Welt ist“, so Cohn-Bendit. Deshalb seien auch Macrons Pläne für einen gemeinsamen Eurozonen-Haus-halt, einen Finanzminister der Eurozone und eine gemeinsame europäische Armee richtig. Die deutsche Haltung zu Macrons Vorschlägen werde „eine der zentralen Auseinandersetzungen der Koalitionsverhandlungen zwischen CDU und SPD“, sagte



Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker mit Polens Ministerpräsidentin Beate Szydło

Cohn-Bendit weiter. Denn anders als Teile der Union unterstütze die Sozialdemokra-ten Macrons Pläne für einen gemeinsamen Haushalt in der Eurozone.

Cohn-Bendit rief deutsche Politiker in diesem Zusammenhang auf, ihre „Pawlowsche Reaktion“ aufzugeben, dass Neuerungen in Europa nichts kosten dürften. „Es geht nicht um das deutsche Geld, das hat Macron immer gesagt“, führte der Europaexperte der Grünen aus. „Es geht um eine gemeinsame Handlungsfähigkeit, und da bin ich optimistisch, dass das in Gang kommen könnte.“ So setzt der Politiker darauf, dass Deutschland und Frankreich ihre Partnerschaft in einem „neuen Élysée-Vertrag“ besiegeln werden, wie es Macron vorgeschlagen hat. Darin könnten erstmals die Frage einer europäischen Armee eine Rolle spielen sowie „der Klimawandel und die neuen Sicherheitsbedürfnisse der Welt“ – anders als in dem Abkommen zwischen dem früheren Kanzler Konrad Adenauer und Frankreichs Präsident Charles de Gaulle von 1963. Spätestens „zu Silvester 2019 wird ein neuer Élysée-Vertrag stehen“, prophezeit Cohn-Bendit. Das ist wohlgemeint. Doch da ist auch die derzeitige Behäbigkeit der deutschen Politik, die in Zeiten wie diesen viel Raum braucht, um eine Regierung zu bilden und kopflos in Europa dasteht. Berlin versäumt es derzeit sträflich, dem französischen Präsidenten eine Partnerschaft anzubieten.

Berlin versäumt es derzeit sträflich, dem französischen Präsidenten eine Partnerschaft anzubieten

Hinzu kommt, dass das Thema „Europa“ in der Union an Popularität verloren hat. Wie-der einmal, noch immer, die Europaeuphorie der Siebziger- und Achtzigerjahre ist längst vergangen. Es rächt sich nun bitterlich, dass Brüssel in den vergangenen Jahren stets als supranationaler Bösewicht für eigenstaatliches Versagen herhalten musste. Und auch dafür, dass es die Union nicht mehr schafft zu begeistern, zu vermitteln, Ziele und Wege aufzuzeigen. Dies sind in der Tat Probleme, die dem Luxus und dem Wohlbefinden in der Behaglichkeit der Europäischen Union geschuldet sind. Es rächt sich aber auch, dass die westeuropäischen Staaten die osteuropäischen noch immer als undankbare Neulünge behandeln, die belehrt und erzogen werden müssen, die nicht mitgestalten, sondern vorgesetzt bekommen. In genau diesen Duktus fallen die Pläne und Visionen sowohl von Martin Schulz als auch von Daniel Cohn-Bendit.

Doch nicht nur die politischen Eliten der Mitgliedsstaaten, sondern auch die Bevölke-rung muss sich fragen, ob sie Europa – einerseits in der heutigen Ausgestaltung, ande-rerseits auch überhaupt – noch möchte. Es scheint der Trend der Stunde zu sein, einen homogenen, abgeschlossenen, wenn nicht gar abgeriegelten Nationalstaat zu wollen, der aus Brüssel alimentiert wird, um ein Leben in Saus und Braus zu garantieren – ohne jedwede Verpflichtungen. Das damit einhergehende „Europa à la carte“-Denken wird zunehmend zur Handlungsmaxime nationaler Politiker.

Es fällt auf, dass Europa immer dann aus dem Hut gezaubert wird, wenn gerade kein anderes Thema für politische Schlagzeilen reicht. So die Idee der Vereinigten Staaten von Europa von Martin Schulz, die zwar eine hehre Vision für das Bündnis sind, aber in der Ausformulierung der Vision deutliche Schwächen aufzeigte. Auffällig war dabei vor allen Dingen, dass es Schulz unmöglich war, während des Bundestagswahlkampfes im vergangenen Sommer über das Thema zu sprechen. Die künftige Bundesregierung ist mehr denn je gefordert, nun Antworten auf die Fragen zu finden, die Emmanuel Macron dieser Tage stellt. Denn gerade die deutsch-französische Zusammenarbeit, die damit ver-bundene Aussöhnung können ein Vorbild für ein stärkeres Europa sein. Cohn-Bendit: „Angesichts der Probleme in der Welt wird der Druck, mehr Europa zu denken, größer. Das sind beste Voraussetzungen dafür, – wie sagte Merkel: Wir werden das schaffen.“

Die USA unter Donald Trump heizen den Nahostkonflikt an

Pistole auf die PLO-Brust

Susanne Knaul, Jerusalem

Musaab Firas al-Tamimi war gerade 17 Jahre als, als ihn israelische Soldaten diese Woche bei einer Demonstration nördlich von Ramallah mit Gewehrku-geln niederstreckten. Al-Tamimi ist der 14. Palästi-nenser, der seit der Ankündigung von US-Präsident Donald Trump, Jerusalem als Hauptstadt Israels an-zuerkennen, bei Protesten sein Leben lässt. Trump wollte erklärtermaßen einen Jahrhundert-Deal und als Friedensstifter im Nahen Osten Geschichte ma-chen. Er erreichte genau das Gegenteil. Die Palä-stinensische Befreiungsorganisation (PLO) erklärte ihn als Vermittler bei Friedensgesprächen für un-tauglich. Per *Twitter* drohte Trump nun, die finan-zielle Hilfe an die Palästinenser einzustellen. Wozu, fragte er, sollten die USA „Hunderte von Millionen Dollar“ zahlen, wenn sie dafür „weder Anerken-nung noch Respekt“ zurückbekämen.

Unterdessen prescht Israels Regierung mit der Rückendeckung aus Übersee voran, um Tatsachen zu schaffen, die die Zweistaatenlösung untergraben.

Die Annektierung von Teilen des besetzten Palä-stinensergebietes schwebt nunmehr nicht nur der Siedlerpartei Israel ist unser Heim vor, sondern auch dem Zentralrat des Likud. Außerdem soll ein Gesetz garantieren, dass für künftige Kompro-misse in Jerusalems eine Dreiviertelmehrheit in der Knesset (Parlament) voraussetzt. Laut jüngs-tem *Twitter*-Eintrag Donald Trumps ist Jerusalem ohnehin „off the table“, vom Tisch. Zehn Länder, darunter Tschechien und Guatemala, kündigten an, auf den Spuren der USA ihre Botschaften nach Jerusalem verlegen zu wollen. Die große Mehrheit denkt anders. 128 UN-Mitgliedsstaaten positi-onierten sich im Dezember gegen Trumps Jerusa-lem-Erklärung.

Vor Journalisten in New York bestätigte die ame-rikanische Botschafterin Nikki Haley, dass Trump auch die Beiträge zur UNRWA, der UN-Organisa-tion für palästinensische Flüchtlinge streichen will, „bis die Palästinenser an den Verhandlungstisch zurückkehren“. Mit umgerechnet rund 300 Millio-nen Euro jährlich an die UNRWA und trägt damit knapp ein Drittel der Gesamtkosten für die Schu-len in den Flüchtlingslagern und die medizinische Versorgung der ärmsten Palästinenser. Neben den Behörden ist die UNRWA größter Arbeitgeber im Gazastreifen. Nach eigenen Angaben unterstützt die Organisation rund fünf Millionen Flüchtlinge in den Palästinensergebieten, in Jordanien, Syrien und im Libanon. Palästinenserpräsident Mahmud Abbas lässt sich von den Drohungen vorerst nicht beeindrucken. „Jerusalem und seine heiligen Stä-ten stehen nicht zum Verkauf, nicht für Gold und nicht für Silber“, ließ er ausrichten.

Ein Wehmutstropfen für Netanjahu, der so unbe-dingte Sympathie im Weißen Haus genießt wie nie zuvor in seiner langen Amtszeit, ist die Antihaltung vom Rest der Welt. Ganze neun Staaten stimmten gegen die Resolution der UN-Generalversammlung zur Trump-Erklärung. Selbst Tschechien enthielt sich am Ende. Federica Mogherini, die EU-Außen-beauftragte, rief die Tschechen unmittelbar nach ih-rer Ankündigung, mit der tschechischen Botschaft

von Tel Aviv nach Jerusalem umzuziehen, zur Dis-ziplin, und die Regierung in Prag versprach, die Umzugspläne vorläufig auf Eis zu legen.

Israels internationales Standing steht ganz oben auf der Agenda von Regierungschef Netanjahu, der gleichzeitig das Amt des Außenministers inne-hat. Nicht weniger als 30 Reisen in insgesamt 37 Länder hat Netanjahu seit Beginn der laufenden Regierungsperiode unternommen, sechs Konti-nente in einem Jahr. Nur zur Antarktis sei er noch nicht gekommen, „aber wie ich höre, sind die Pin-guine enthusiastische Unterstützer Israels“, witzelte er im Herbst vor der UN-Generalversammlung. Sehr fruchtbar sind Netanjahus diplomatische Anstrengungen indes nicht. Weder Russland, das Netanjahu fünf Mal besuchte, noch afrikanische Staaten, stimmten für Israel. Ebenso distanzierten sich Griechenland, Zypern und Italien sowie die Visegrád-Gruppe – allesamt besuchte Netanjahu in jüngerer Vergangenheit. Abgesehen von den USA, von Canada und einer Hand voll kleinerer Inselstaaten hält sich die Sympathie für Israel in Grenzen. Dr. Nimron Goren vom Israelischen In-stitut für Regionale Außenpolitik Mitvim macht „Israels Politik gegenüber den Palästinensern“ für die internationale Isolation des Staates verantwor-tlich. „Die Erfahrung zeigt, dass eine diplomatische Renaissance, wie sie sich der Regierungschef er-hofft, erst stattfindet, wenn sich Israel überzeugend zum Frieden verpflichtet und Schritte in dieser Richtung unternimmt.“

Die palästinensische Führung zelebrierte das Ab-stimmungsergebnis in New York, das allerdings nur von symbolischer Bedeutung ist und nicht bindend. Hanan Aschrawi vom PLO-Exekutivrat forderte die Formierung einer internationalen Ko-alition der Friedenswilligen. Nach Ansicht des isra-elischen Politologen Menachem Klein von der Bar-Ilan Universität bei Tel Aviv stehen die Chancen dafür derzeit nicht günstig. „Anstelle von Obama haben wir Trump. Die EU ist zerstritten, der Brexit beschäftigt die Briten, und Deutschland hat Ko-a-litionsprobleme.“ In Europa bestehe derzeit kein

Konsens und „keine einzige politische Maßnahme, um Druck auf Israel auszuüben“. Immerhin verur-teilte eine EU-Delegation diese Woche eine erste Abstimmung in der Knesset zur erleichterten To-

desstrafe für Terroristen. Die Todesstrafe, so heißt es in der Stellungnahme der EU-Delegierten, sei unmenschlich und habe „keinen nachgewiesenen Abschreckungseffekt“.

L’immigration dans le football luxembourgeois

Influence du football de rue et du football en club sur l’inclusion des immigrés

Le mémoire du jeune historien Jean Ketter, dirigé par Denis Scuto à l’Université du Luxembourg et primé meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Krieps, analyse en détail les différentes vagues d’immigration au Luxembourg à partir de la fin du 19^e siècle, en particulier dans le Bassin minier. Il revisite le mythe de l’intégration soi-disant facile des premiers Italiens par le sport alors que cette intégration a été plutôt le résultat d’un faisceau d’éléments dont la scolarisation au Luxembourg, la vie professionnelle ou le mariage.

Dans ce contexte le football de rue a permis aux jeunes immigrés d’entrer en contact quotidien avec leurs camarades luxembourgeois. Quant à l’immigration portugaise, déjà férue de football au pays d’origine, elle a dû faire le détour difficile par un championnat propre pour s’intégrer ensuite pleinement au monde sportif et dans la société luxembourgeoise. L’étude de joueurs originaires d’ex-Yougoslavie et d’autres joueurs étrangers engagés par des clubs luxembourgeois complète le tableau.

Le livre de 260 pages richement illustrées est disponible en librairie au prix de 25 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 485757-32, courriel land@land.lu ou fax 496309.



19

ticker

„Auch ermutigend“



In derselben Pressemitteilung, in der das Wohnungsbauministerium ein „nachhaltiges Wachstum“ beim Fonds du Logement verspricht (oben rechts auf dieser Seite), nennt es die Entwicklung beim zweiten öffentlichen Bauträger, der Société nationale des habitations à bon marché (SNHBM), „auch ermutigend“. Man kann das für eine Untertreibung halten: 2017 stellte die SNHBM 272 Wohnungen fertig, für dieses und nächstes Jahr sind 250 bis 300 geplant. Im Laufe dieses Jahres sollen die Arbeiten an dem größten Vorhaben der SNHBM beginnen, das in Olm für insgesamt 800 neue Wohnungen sorgen soll, davon 380 bis Ende 2020. Im Unterschied zu der öffentlichen Einrichtung Fonds du Logement ist die SNHBM eine Aktiengesellschaft, in deren Kapital vor allem der Staat und der Kompensationsfonds der Pensionskasse vertreten sind, außerdem die größten Gemeinden des Landes sowie die *Spuerkeess* (Foto von SNHBM-Bauten in Cents: Patrick Galbats). pf

Schneider schlägt zurück



Wirtschaftsminister Etienne Schneider (LSAP) hat sich in einem Interview mit dem *Radio 100,7* am Mittwoch dagegen gewehrt, dass eine Niederlassung des Joghurtherstellers Fage und des Steinwolleherstellers Knauf Insulation in der Industriezone Gadderscheier zwischen Sassenheim und Differdingen „nicht nachhaltig“ sei. Diese Bemerkung muss Schneider sich seit Wochen

von Nachhaltigkeitsminister François Bausch (Grüne) anhören, aber auch von den Bürgermeistern Georges Engel (Sassenheim, LSAP) und Roberto Traversini (Differdingen, Grüne). Schneider unterstrich, die Joghurtprodukte des griechischen Unternehmens, die in Luxemburg hergestellt würden, kämen „auf dem Benelux-Markt“ in den Verkauf und würden nicht etwa nach Griechenland verfrachtet. Und wer sich gegen das feuergefährliche Styropor als Dämmstoff wehre und stattdessen Steinwolle als nachhaltige Alternative empfehle, könne nicht gut wollen, dass mit deren Herstellung verbundene Schadstoffemissionen besser im Ausland anfallen sollten. In die Angelegenheit der Steinwollefabrik könnte unterdessen Bewegung kommen: Die Gemeinden Sassenheim und Differdingen haben eine Niederlassung auf ihrem Territorium zwar abgelehnt. Der Differdinger Bürgermeister sagte *Radio 100,7* gestern aber, halte Knauf Insulation sich „an die Gesetze“, sei die Firma „selbstverständlich willkommen“. Über die Position der Gemeinden, die nur beratenden Charakter hat, kann der Wirtschaftsminister sich prinzipiell hinwegsetzen (Foto: Sven Becker). pf

Pleitegeier 2017

985 Firmenpleiten für 2017 zählt die Creditreform in ihrem jüngsten Bericht über die Konkurse in Luxemburg. Damit sei die Entwicklung gegenüber dem Vorjahr (983 Firmenschließungen) recht stabil. Am stärksten betroffen war der Dienstleistungssektor, der mit 683 Vorgängen fast 74 Prozent aller Pleiten stellte. Im Handel meldeten 196 Unternehmen Konkurs an, das sind über 20 Prozent. Zwei Drittel der Firmen, die pleite gingen, seien mehr als fünf Jahre alt gewesen. Im Gerichtsbezirk Diekirch wurde eine Steigerung um 9,6 Prozent verzeichnet, während die Rate für den Gerichtsstand Luxemburg um 6,8 Prozent sank. ik

Autorekord

Im vergangenen Jahr wurden in Luxemburg so viele Autos neu zugelassen wie noch nie. Mit 52 775 liegt das Ergebnis 416 Einheiten über dem des bisherigen Rekordjahrs 2008. Am meisten verkauft wurde wie in den vergangenen Jahren schon und ungeachtet der Diesel-Affäre von der

Marke Volkswagen mit 6 309 Fahrzeugen. Auf den nächsten Plätzen folgen BMW (4 943), Mercedes (4 589), Audi (4 468), Renault (4 053) und Peugeot (3 034). Ebenfalls hoch ist die Zahl der neu zugelassenen Porsche, sie liegt mit 798 aber knapp unter den 805 des Jahres 2016. Dafür gelangten mit 155 zweieinhalb Mal mehr Elektro-Luxusautos von Tesla neu auf die Straße als 2016 (61). Ebenso stark (mit 14 auf 35) nahmen die Zulassungen der teuren Sportwagen von Lamborghini zu, nicht ganz so stark die von Maserati (107 gegenüber 75), Bentley (38/30), Aston Martin (33/24) und Ferrari (64/43, Foto: Patrick Galbats). Nur von Rolls-Royce wurden mit fünf weniger zugelassen als die neun im Jahr 2016. Was aber nicht dagegen spricht, die Entwicklung auf dem Automarkt als Konjunkturindikator zu betrachten. pf



Fondsrekord

Auch die Luxemburger Investmentfondsbranche hat einen Rekord zu verzeichnen, sogar den sechsten in Folge. Laut Finanzaufsichtsbehörde CSSF verwalteten die Fonds im November 4 135,8 Milliarden Euro. Damit wuchs das Volumen innerhalb eines halben Jahres von Monat zu Monat und nahm innerhalb von zwölf Monaten um 12,45 Prozent zu. 2009 hatte die Branche 1 526,6 Milliarden Euro verwaltet. Die Zahl der Luxemburger Fonds ist allerdings rückläufig: Ende Januar 2017 hatte sie bei 4 126 gelegen, bis Ende November schrumpfte sie auf 4 068. Weil der Schrumpfungsprozess ein weltweiter ist, ist dennoch fast jeder

zehnte international tätige Investmentfonds in Luxemburg domiziliert, wie ebenfalls diese Woche die European Fund and Asset Management Association festgestellt hat. pf

Zukunft gender-queer

Hello Future heißt eine Initiative der Fedil in Zusammenarbeit mit der Regierung, Luxinnovation und der Handelskammer: Schülerinnen und Schüler können heute im Forum Geesseknäppchen aus erster Hand Informationen zu diversen Industriebetrieben bekommen. Teilnehmende Firmen sind beispielsweise der Satellitenbetreiber SES, die Baufirma CDCL oder Betriebe aus der Autozuliefererbranche. Unterhaltsame Videos sollen Jugendlichen auf lockere Art Arbeitsfelder wie Bio-Gesundheit oder Materialforschung nahebringen. Auch eine Frau geht mit auf Videotour, ein Fortschritt für die doch oft noch von Männern dominierten Sparten. Allerdings besteht ihr spezieller Witz darin, sich beispielsweise über das Orange der Warnweste auszulassen und ihre Begeisterung für Diamanten kundzutun. Typisch Frau halt. Oder? Eine wichtige Initiative, die in punkto Geschlechterklischees noch Aufklärungsbedarf hat. ik

Ist Chargy besser?



Die 800 Ladesäulen für Elektroautos, die die Stromnetzbetreiber bis 2020 landesweit installieren wollen, seien besser gegen Hacker-Angriffe geschützt als deutsche Modelle. Das erklärte

Wohnungen hat der Fonds du Logement im gesamten Jahr 2016 fertiggestellt. So ist es auf Seite 10 seines diese Woche endlich publizierten Jahresberichts samt Bilanz 2016 nachzulesen. Das entspricht gerade mal 15 Prozent der im Jahr zuvor 125 neu übergebenen Wohneinheiten. Entsprechend bemüht ist das Wohnungsbauministerium, die derzeitige Lage gut darzustellen: In einer Pressemitteilung schrieb es am Dienstag, 2016 sei ein „Übergangsjahr“ gewesen. „Reorganisation und Restrukturierung“ des Fonds hätten „absolute Priorität“ genossen und deshalb „nur rund 20 Wohneinheiten“ fertiggestellt werden können. Weil die Gelegenheit sich bot, griff das Ministerium schon dem Jahresbericht 2017 vor und teilte mit, im vergangenen Jahr habe der Fonds du Logement mit 133 fertiggestellten Wohnungen so viele produziert wie seit 2009 nicht mehr. In der Zukunft sei mit einem „nachhaltigen Wachstum“ zu rechnen: 2018 sei die Übergabe von 188 Wohnungen geplant und 2020 die von rund 300 Wohnungen. pf

Netzbetreiber Creos am gestrigen Donnerstag gegenüber dem *Luxemburger Wort*. Vergangene Woche war bekannt geworden, dass in Deutschland eingerichtete Säulen Sicherheitsmängel haben, durch die es möglich ist, sein Auto auf Kosten anderer zu laden. Creos räumte gegenüber dem *Wort* ein, dass auch an den Säulen, die hierzulande unter dem System Chargy installiert werden, Nutzer sich mit Chipkarten identifizieren, die relativ leicht duplizierbar, weil nicht verschlüsselt sind. Dazu müsse ein Angreifer jedoch über den Code der Karten verfügen, was schwierig sei, und obendrein könnten Karteninhaber sich per SMS informieren lassen, falls jemand in ihrem Namen lüde. Besser als die deutschen Modelle sei Chargy, so Creos, insofern, als diese Säulen weder eine Aktualisierung der Firmware per USB-Stift, noch ein Abfangen der Kommunikation zwischen Säule und Abrechnungsoftware erlauben würden. Auch das staatliche Computer Incident Response Center (Circ) bestätigte dem *Wort*, dass „die Angriffsfläche der Chargy-Säulen reduziert“ sei. Hacker-Angriffe auf die Luxemburger Säulen seien bislang noch nicht berichtet worden (Foto: Sven Becker). pf

Bleibt das Monopol?

Wenn sich kommenden Dienstag der parlamentarische Gesundheitsausschuss erneut über den Entwurf zum neuen Krankenhausgesetz beugt, geht es auch um das „Diagnosezentrum“, zu dem die Abteilung für Genanalysen und die für Krebsgewebeproben am Laboratoire national de Santé erklärt werden sollen. Geschähe das mit dem Gesetz, erhielte das LNS für beide Bereiche ein Monopol zuerkannt. Allerdings liegt der Gesundheitsministerin ein Antrag der Junglinster Laboratoires réunis SA vor, ebenfalls für Krebsgewebeanalysen zugelassen zu werden, und der Verwaltungsgerichtshof hat im November in zweiter Instanz geurteilt, dass die Zulassung nicht verwehrt werden könne, weil dafür „kein Bedarf“ vorläge und das Monopol „im Interesse der öffentlichen Gesundheit“ sei. Hatte das LNS doch 2016 rund die Hälfte der Proben an Labors ins Ausland geschickt und im Juli 2017 noch fast ein Fünftel. Doch weil die Richter hinzugefügt hatten, ihr Urteil habe nichts zu tun mit dem Gesetzent-

wurf, wird das Monopol nun zur politischen Frage. Die CSV-Fraktion hat im Dezember erklärt, sie stimme dem Monopol nicht mehr zu. Die Mehrheitsfraktionen dürften aber weiterhin dazu stehen: Der DP-Abgeordnete Alexander Krieps erklärte gegenüber dem *Land*, er sehe für das LNS „kein Problem“. Zumal dem Gesundheitsausschuss neuere Zahlen vorlägen, laut denen das LNS in den letzten Monaten nur noch bis zu ein Zehntel der Analysen an Labors im Ausland gegeben habe (Foto: Patrick Galbats). pf



Dumpingwettbewerb



Romain Hilgert

Mit dem Beginn des neuen Jahres wurde der Körperschaftsteuersatz gesenkt, um fünf Prozent oder einen Prozentpunkt, von 19 auf 18 Prozent. Doch in der am 29. Dezember von der Regierung veröffentlichten Liste der „Nouveautés 2018“ geht keine Rede davon. Bei den Parlamentsdebatten Mitte Dezember über den Entwurf des Staatshaushalts für 2018 war die Körperschaftsteuersenkung kein Thema. Selbst die meisten kurz vor Weihnachten von den Steuerberaterfirmen an ihre Kunden verschickten Rundbriefe über „Luxembourg tax measures for 2018“ erwähnten die Steuersenkung nicht.

Die merkwürdige Diskretion hängt damit zusammen, dass die diese Woche in Kraft getretene Körperschaftsteuersenkung ein Teil der schon vor mehr als einem Jahr zum Gesetz gewordenen Steuerreform ist. Das Gesetz sah vor, dass der Steuersatz zum 1. Januar 2017 und noch einmal zum 1. Januar 2018 gesenkt würde.

Im August 2015 hatte es mit Rücksicht auf die gerade vom Sparpaket gebeutelten Wähler noch geheißsen, dass die Senkung des Körperschaftsteuersatzes sich auf eine kosmetische Operation am „taux d’affichage“ beschränken soll, da durch die gleichzeitige Streichung von Abschreibungsmöglichkeiten und Freibeträgen die Bemessungsgrundlage vergrößert würde, so dass die Unternehmen unter dem Strich nicht weniger Steuern zahlen sollten. Dann klagte Finanzminister Pierre Gramegna (DP) Mitte September über *RTL* plötzlich, dass „unsere Betriebe im Grunde nicht mehr so viel Profit machten wie vor der Krise“. Doch „wenn die Unternehmen nicht mehr genug oder weniger Profit machen, dann muss das uns zeigen, dass wir handeln müssen. In der OECD sind wir jetzt bei der Besteuerung im obersten Drittel. Es ist ganz klar, dass das nicht mehr ganz attraktiv ist. Deshalb muss also gehandelt werden.“

Zwei Monate später sollte der Wirtschafts- und Sozialrat allerdings in seinem Gutachten zur geplanten Steuerreform vorrechnen, dass seit Jahren die Profite stiegen und der Steuersatz sank. Als Folge der wiederholten Steuersenkungen habe sich das Bruttobetriebsergebnis der Firmen seit dem Jahr 2000 verdoppelt, die staatlichen Körperschaftsteuereinnahmen hätten aber nur um die Hälfte zugenommen.

Wie die Steuerverwaltung in ihrem *Compendium* von 2015 aufführte, stammten 2014 drei Viertel der staatlichen Körperschaftsteuereinnahmen aus dem Finanz- und Versicherungssektor, davon jeweils ein Drittel von *Sociétés de participations financières* (Soparfi) beziehungsweise Banken. Gerade 1,5 Prozent kamen aus der Industrie. Wenn also regelmäßig neue Senkungen der Körperschaftsteuer verlangt werden, sind es Beteiligungsgesellschaften und Banken, die am meisten davon profitieren.

Dem *Compendium* ist auch zu entnehmen, in welch hohem Maß die Profite und damit die Körperschaftsteuerabgaben hierzulande konzentriert sind: Nicht einmal ein Prozent der körperschaftsteuerpflichtigen Firmen zahlten 2014 drei Viertel der staatlichen Körperschaftsteuereinnahmen. Die beiden reichsten Körperschaftsteuerzahler waren 49,3 beziehungsweise 43,3 Millionen Euro schuldig bei Gesamteinnahmen des Staats an Körperschaftsteuer von 633,5 Millionen Euro.

Die Körperschaftsteuer soll laut Haushaltsgesetz nächstes Jahr mit 1,7 Milliarden Euro ein Achtel aller Staatseinnahmen von 14 Milliarden Euro bestreiten. Damit entspricht sie nicht einmal der Hälfte der Lohnsteuerabgaben und etwas mehr als der Hälfte der TVA-Einnahmen.

Die Körperschaftsteuer war am 25. November 1940 von den deutschen Besatzern eingeführt und nach der Befreiung durch einen großherzoglichen Erlass vom 26. Oktober 1944 „bis auf weiteres“ beibehalten worden. Erst durch die große Steuerreform vom 4. Dezember 1967 wurde sie

schließlich naturalisiert. Trotz Nachkriegsboom, Inflation, Stahlkrise, Ende des Goldstandards, Kriegen, Suez-, Kuba- und Erdölkrise wurde der Steuersatz von 40 Prozent aus dem Jahr 1940 bis 1986 beibehalten, auch wenn die Bemessungsgrundlage, die Abschreibungsmöglichkeiten und die anderen Betriebssteuern änderten.

Doch in der Mitte der Achtzigerjahre war der mit Thatcher und Reagan populär gewordene Neoliberalismus auch hierzulande angekommen. Der globalisierte Wettbewerb, die angebotsorientierte Wirtschaftspolitik und der Angriff auf die Umverteilungsfunktion des Steuer- und Sozialstaats setzten eine Spirale des internationalen Dumpingwettbewerbs in Bewegung, die bis heute dreht.

Seither wird auch in Luxemburg der Körperschaftsteuersatz unaufhaltsam gesenkt, im Durchschnitt um 0,7 Prozentpunkte jährlich. Nachdem der Satz fast ein halbes Jahrhundert lang unverändert blieb, fiel er in den anschließenden 30 Jahren um mehr als die Hälfte. Für Firmen mit niedrigen Profiten gibt es einen verminderten Satz von derzeit 15 Prozent.

Die erste drastische Senkung nahm die CSV/LSAP-Regierung von Jacques Santer zwischen 1984 und 1989 vor, um 15 Prozent oder sechs Prozentpunkte, von 40 auf 34 Prozent. Erklärtes Ziel der Regierung war es, nach der Stahlkrise mit niedrigeren Steuersätzen als in den Nachbarländern neue Banken und Industrien nach Luxemburg zu locken.

Im Motivenbericht zur anschließenden Steuerreform von CSV und LSAP 1990 hieß es, dass „le taux luxembourgeois continue à se comparer avantageusement aux taux en vigueur dans nos principaux pays concurrents, et cela à plus forte raison que dans la majorité de ces pays les réductions récentes des taux ont été pour partie compensées par des élargissements concomitants de la base imposable (p.ex. abolition de déductions fiscales pour investissements) contrairement à ce qui s’est passé au Luxembourg. Avec un taux de 34%, le Luxembourg connaît actuellement le taux d’imposition le plus favorable dans la Communauté ce qui constitue un impact d’affichage non négligeable. Afin, d’une part, de bien confirmer ce rang privilégié et d’anticiper les évolutions qui se dessinent d’ores et déjà à l’étranger au-delà de l’année d’imposition 1990, et, d’autre part, d’augmenter encore les perspectives de rentabilité des entreprises indigènes, il est proposé de ramener le taux de l’IRC de 34% à 33%.“



Nur 1,5 Prozent des gesamten Körperschaftsteueraufkommens wird von der Industrie gezahlt

Am 1. Januar wurde der Körperschaftsteuersatz auf den Unternehmensgewinnen erneut gesenkt. Binnen 30 Jahren wurde er halbiert

Die CSV/DP-Regierung unter Jean-Claude Juncker senkte die Körperschaftsteuer zwischen 1999 und 2004 sogar um ein Viertel oder acht Prozentpunkte, von 30 auf 22 Prozent. Im gleichen Wortlaut wie ein Jahrzehnt zuvor erklärte der Motivenbericht zur Steuerreform von 2001 wieder: „Comparé à ses principaux partenaires européens, le Luxembourg se trouvera dès 2002 dans une situation favorable en matière de fiscalité directe des entreprises. Il importe de souligner,

par ailleurs, que cette réduction du tarif n’est pas accompagnée d’un élargissement concomitant de la base imposable, comme tel a été le cas à propos des allègements de taux consentis dans certains autres pays mentionnés ci-dessus.“

Die heutige liberale Reformkoalition von DP, LSAP und Grünen senkte die Körperschaftsteuer schließlich um 14 Prozent oder drei Prozentpunkte. Ziel war es laut Motivenbericht zur Steuerreform erneut, „d’améliorer la compétitivité des entreprises“ durch „un abaissement substantiel des taux d’imposition“. Gleichzeitig versprach die Regierung noch „ajustements complémentaires“, wenn die Regeln zur Verhinderung der *Base erosion and profit shifting* (Beps) in den OECD-Ländern wirksam würden.

In ihrem Koalitionsabkommen hatten CSV und DP 1999 scheinbar tollkühn angekündigt: „En tout cas il est envisagé de baisser le taux d’imposition effectif de 37,5% (taux de l’impôt sur le revenu des collectivités, taux de l’impôt commercial communal, taux de l’impôt de solidarité) pour l’amener au-dessous de 35%.“ Anderthalb Jahrzehnte später versprach Finanzminister Pierre Gramegna am 23. September 2015 über *RTL*: „Es ist wichtig, dass die nominale Steuer der Unternehmen von 21 Prozent, wo sie heute ist, in Richtung 15 Prozent geht, in Richtung 15 Prozent.“ Seit dieser Woche ist sie bei 18 Prozent. Das Ziel von 15 Prozent können DP, LSAP und Grüne wohl nicht mehr vor Ende der Legislaturperiode erreichen. Den Steuersatz auf das Niveau der baltischen Staaten und Irlands zu senken, bleibt so die erste Aufgabe für die nächste Koalition.

L'Europe de la technologie toujours plus dynamique

Le prochain Gafa sera-t-il européen ?

Georges Canto

Fin novembre s'est tenu à Helsinki le salon Slush, grand-messe nordique des entreprises technologiques, occasion pour le fonds britannique spécialisé Atomico de publier son troisième rapport annuel sur « l'écosystème européen des start-ups » fondé sur une enquête auprès de plus de 3 500 créateurs et experts.

Selon ses conclusions, l'Europe a désormais la capacité d'en découdre avec la Silicon Valley et « la probabilité que la prochaine grande entreprise technologique puisse venir d'Europe et devenir l'une des sociétés les plus importantes au monde n'a jamais été aussi élevée » a déclaré Tom Wehmeier, responsable de la recherche chez Atomico et auteur du rapport.

Le document cite des chiffres très encourageants. En 2017, le total des fonds levés par les start-ups en Europe devrait dépasser 19 milliards de dollars, un montant en augmentation d'un tiers en un an, et plus que doublé par rapport à 2014.

Le nombre d'opérations (3 450) s'est établi en baisse de 7 pour cent en un an, ce qui signifie que leur taille moyenne a augmenté : elle est désormais de 5,54 millions de dollars, contre 3,9 millions l'année précédente, soit une hausse de 42 pour cent ! Les petites opérations (collectes inférieures à 2 millions de dollars) ont baissé de 12 pour cent.



Salon Slush 2017 à Helsinki

Chronique Internet

People Big Brother may know

Jean Lasar

Comment Facebook fait-il pour composer et renouveler à longueur d'année les listes d'utilisateurs du réseau social qu'il nous propose d'ajouter à nos cercles dits « d'amis » ? Ce réservoir apparemment inépuisable de « people you may know », PYMK dans le jargon de l'entreprise, se présente comme un savant cocktail composé d'amis d'amis, de collègues ou ex-collègues, de membres de notre famille (élargie), de membres d'associations ou de groupes auxquels nous appartenons ou avons appartenu. Ces listes sont insérées à intervalles réguliers aux *timelines*, et pratiquement tous les utilisateurs se sont demandé au moins une fois comment le réseau faisait pour arriver à dénicher certaines propositions étonnamment pertinentes. Une journaliste américaine spécialisée des questions de vie privée, après avoir découvert en consultant une telle liste que le réseau social avait réussi à percer un secret de famille dont elle ignorait tout, a voulu en avoir le cœur net. Elle s'est lancée dans une expérience qui a duré plusieurs mois pour essayer de comprendre le dispositif à l'œuvre. Le résultat de ses recherches, publié sur *Gizmodo*, n'est pas vraiment rassurant.

Un jour de l'été dernier, raconte Kashmir Hill, une personne nommée Rebecca Porter a fait son apparition sur cette fameuse liste. Une dame d'un certain âge vivant dans l'Ohio. Or, Porter était le patronyme du grand-père paternel biologique de Kashmir Hill, qu'elle n'avait jamais rencontré, car il avait abandonné son père alors qu'il était un nourrisson. Adopté par un père nommé Hill, celui-ci n'avait découvert l'existence de son père biologique qu'à l'âge adulte. La journaliste, qui a grandi en Floride, connaissait l'existence de ces parents vivant dans l'Ohio, mais n'en savait pas plus et n'avait aucune raison de supposer qu'elle les rencontrerait un jour. Certes son père avait fini par rencontrer son père biologique et sa fratrie à l'occasion d'un enterrement. Mais aucun d'entre eux n'utilisait Facebook. Interrogé, le père de la journaliste a indiqué ne pas reconnaître Rebecca Porter. Grâce à un échange de messages, Kashmir Hill a su qu'elle était sa grande-tante par alliance. Comment diable, s'est alors demandé la journaliste, Facebook fait-il pour mieux connaître ma famille que moi-même, sachant que Rebecca Porter est la seule personne de cette ville de l'Ohio qui lui ait jamais été proposée, ce qui exclut pratiquement toute coïncidence, et que ni la grande-tante ni le père n'utilisent Facebook ?

Facebook se garde bien de révéler en détail comment opère son algorithme PYMK, qui l'aide à faire grandir les cercles de connaissances de ses utilisateurs et à augmenter ainsi son attractivité à l'égard des annonceurs. On sait qu'il utilise savamment les inter-sections entre cercles d'amis, les fichiers de contacts partagés ou encore les informations sur les parcours éducatifs qui permettent d'identifier des promotions. Il utilise aussi les photos taguées et les groupes. Mais ces éléments ne suffisent pas à expliquer toutes les propositions, loin s'en faut. On sait que Facebook a aussi accès, par le truchement de cookies publicitaires, à des traces laissées sur des sites web tiers. Les utilise-t-il pour confectionner les PYMK ? Fait-il appel à des informations de géolocalisation qui permettent de connaître les parcours et habitudes de ses utilisateurs en l'absence d'autres traces et exploite-t-il le potentiel de suggestions PYMK qui en découlent ? Dans un cas cité par Hill, une psychiatre a constaté que ses patients étaient recommandés l'un à l'autre..Un commentateur sur *Gizmodo* a émis la conjecture, peut-être tirée par les cheveux mais qui n'en fait pas moins froid dans le dos, qu'il ferait appel à la reconnaissance faciale pour identifier des airs de famille.

Facebook a indiqué qu'une centaine de « signaux » interviennent dans la confection des listes PYMK et qu'il en faut plus d'un pour générer une suggestion, mais n'en a cité qu'une partie. Pour Kashmir Hill, ce refus de transparence de Facebook pose problème : après tout, le réseau demande en permanence à ses utilisateurs de lui confier des informations personnelles, il serait légitime qu'il révèle en retour comment il concocte ses listes de suggestions d'amis.

Selon M. Wehmeier, même si on reste très largement en-deçà des montants levés en Californie et en Israël, « la dynamique en Europe s'est accélérée, et les cercles vertueux qui se sont créés seront difficiles à arrêter ». Comme preuves, l'augmentation de la taille médiane des fonds européens de capital-risque, qui a presque triplé en 5 ans pour atteindre environ 65 millions de dollars, et l'intérêt des investisseurs chinois qui ont injecté en 2017 quelque 1,8 milliard dans une centaine de start-ups, deux fois plus que l'année précédente.

Les grands capital-risqueurs et les entrepreneurs se montrent de plus en plus confiants dans le fait que des sociétés de classe mondiale pourraient émerger en Europe dans des domaines tels que l'intelligence artificielle, les jeux vidéo, la musique et la messagerie. Le rapport Atomico cite comme exemple de l'ambition grandissante des Européens le suédois Spotify, leader mondial de la diffusion de musique : la société se prépare pour une introduction en bourse en 2018 qui pourrait l'évaluer à plus de 20 milliards de dollars

Selon Atomico, il faut voir là le résultat des grands progrès faits en Europe pour éliminer les barrières qui ont empêché jusqu'ici la région de développer des entreprises technologiques capables de challenger les géants mondiaux. En effet les plus grandes d'entre elles sont d'une taille modeste en comparaison de leurs grands concurrents américains et asiatiques.

Le Vieux Continent dispose de capitaux abondants et de structures de financement permettant de les orienter vers ces sociétés. En 2016 le nombre de nouveaux fonds de capital-risque créés dans l'année a pour la première fois passé le cap des 100, un triplement en trois ans. De nouveaux acteurs investissent dans les start ups européennes comme les assureurs, les fonds souverains et même des gérants d'OPC « grand public ».

Il existe, un peu partout en Europe, des « hubs technologiques » prospères, avec une longue tradition industrielle, d'importantes capacités de recherche et des entrepreneurs expérimentés, autant d'éléments favorables à l'éclosion et au développement de start ups innovantes. Le « tissu collaboratif » est beaucoup plus dense qu'ailleurs dans le monde. L'environnement réglementaire est aussi de plus en plus favorable.

Neil Rimer se demandait fin novembre dans le *Financial Times* : « Comment pouvons-nous construire le premier titan de la technologie en Europe ? ». Pour ce dirigeant du fonds californien Index Ventures la réponse à la question ne fait pas de doute : « Notre objectif singulier doit être le talent, le talent, le talent ».

Le rapport d'Atomico confirme que dans 77 pour cent des cas, « l'accès aux talents » est la principale motivation d'une société technologique pour s'implanter là plutôt qu'ailleurs. Or, en plus d'une masse importante de capitaux à investir, l'Europe dispose d'une vaste palette de compétences disponibles pour travailler à moindre coût que dans la Silicon Valley, ce qui permet aux start-ups de démarrer avec beaucoup moins de d'argent qu'en Californie.

On y dénombre deux fois plus de doctorants en sciences, technologie, ingénierie et mathématiques qu'aux Etats-Unis et un cinquième des diplômés de MBA rejoignent désormais le secteur technologique. Avec un bassin de développeurs professionnels qui compte aujourd'hui 5,5 millions de personnes, l'em-

Bien que les salaires médians des ingénieurs logiciels augmentent dans les grandes capitales européennes comme Berlin, Londres, Paris, ils représentent toujours entre un tiers et la moitié du coût moyen des salaires dans la région de San Francisco, soit plus de 129 000 dollars

ploi technologique européen dépasse les 4,4 millions qui sont employés aux États-Unis, selon les données du site spécialisé Stack Overflow. Londres reste la première ville d'accueil avec 303 600 personnes mais l'Allemagne, en tant que pays, a dépassé le Royaume-Uni l'année dernière avec près de 838 000 développeurs contre 813 500, selon la même source.

Bien que les salaires médians des ingénieurs logiciels augmentent dans les grandes capitales européennes comme Berlin, Londres, Paris, ils représentent toujours entre un tiers et la moitié du coût moyen des salaires dans la région de San Francisco, soit plus de 129 000 dollars.

Les compétences ne sont pas concentrées dans ces villes : le rapport évoque au sujet de l'Europe une

« diversification géographique incroyable », car les start ups essaient aujourd'hui dans de nombreux pays européens (dix d'entre eux ont vu l'investissement en capital-risque dépasser le milliard de dollars) et dans des villes aussi diverses qu'Oslo, Milan, Hambourg ou Bucarest.

En revanche Barcelone est pénalisée par les interrogations sur le devenir de la Catalogne, et, de façon générale, le risque géopolitique inquiète les répondants à l'enquête. Les auteurs du rapport ont révélé que, compte tenu du poids du Royaume-Uni dans le nombre d'opérations de levées de fonds et des effectifs de développeurs, les sondés étaient très préoccupés par le Brexit, dont il est encore difficile d'imaginer les conséquences dans le domaine du capital-risque.

D'autres obstacles demeurent. Bien que l'Europe possède de grands talents en ingénierie, de nombreuses start-ups se concentrent sur l'innovation dans des domaines tels que les médias, la vente au détail et les jeux vidéo plutôt que sur des développements technologiques révolutionnaires susceptibles de déboucher sur de nouvelles industries.

Les cadres réglementaires sont encore trop rigides, freinant le développement de technologies prometteuses telles que les crypto-monnaies, les véhicules autonomes ou le génie biologique, ou menaçant certaines activités qui rencontrent déjà un grand succès auprès des consommateurs comme on le voit avec les « services disruptifs » de type Uber ou AirBnB.

La rémunération pose également problème. Non seulement à cause de son niveau global (lire encadré) mais aussi à cause des stock-options : ces dernières constituent la principale source de richesse des salariés américains de start-ups technologiques. Or, une étude du fonds Index Ventures, également publiée fin novembre, a révélé que les employés européens en reçoivent en moyenne moitié moins, et elles sont taxées deux fois plus.

Un univers impitoyable

Le rapport Atomico a confirmé que les entrepreneurs de start-ups sont très sensibles aux grands sujets de société et environnementaux. À la tête de Rovio, une start up finlandaise, Kati Levoranta déclare ainsi que les sociétés fondées sur la science et la technologie apportent aux citoyens « des réponses sur le changement climatique, l'amélioration de la santé et la réduction de la consommation d'énergie ». Une orientation partagée par les *business angels* et les capital-risqueurs, pour qui l'impact social et éthique est un élément important du choix des sociétés qu'ils vont financer.

De son côté, l'expert américain Ben Horowitz a établi que les start ups qui réussissent le mieux doivent une partie de leur succès à une forte culture d'entreprise axée sur le bien-être au travail : management horizontal, nourriture bio, code vestimentaire souple, activités ludiques ou sportives et soirées entre collègues, toutes pratiques inspirées par les « gourous » de la Silicon Valley, en sont les aspects les plus courants.

La réalité est moins glorieuse, si l'on en croit les témoignages qui se multiplient depuis plusieurs mois. Joel Spolsky, grande figure de l'informatique aux États-Unis, a évoqué une « culture du travail qui est celle de l'épuisement ». La française Mathilde Ramadier, auteur du livre *Bienvenue dans le nouveau monde : comment j'ai survécu à la coolitude des start ups*, dénonce, derrière une façade de « bienveillance » un univers féroce, ultra-compétitif, cynique et absurde, souvent marqué par la précarité et les bas salaires, où la vie privée est sacrifiée sur l'autel de l'innovation et des promesses d'enrichissement rapide.

Le fait qu'elle soit une femme n'est pas neutre. Le rapport d'Atomico montre en effet que les start ups font encore peu de place aux femmes avec seulement 13 pour cent d'entre elles situées à des postes décisionnaires. Une situation qui n'a pas l'air d'émouvoir outre-mesure les répondants à l'enquête, puisque 52 pour cent seulement estiment que cette faible proportion cause problème !

La sidérurgie luxembourgeoise durant la Première Guerre mondiale (1914-1918)

L'industrie lourde luxembourgeoise dans l'armement allemand

Mohamed Hamdi

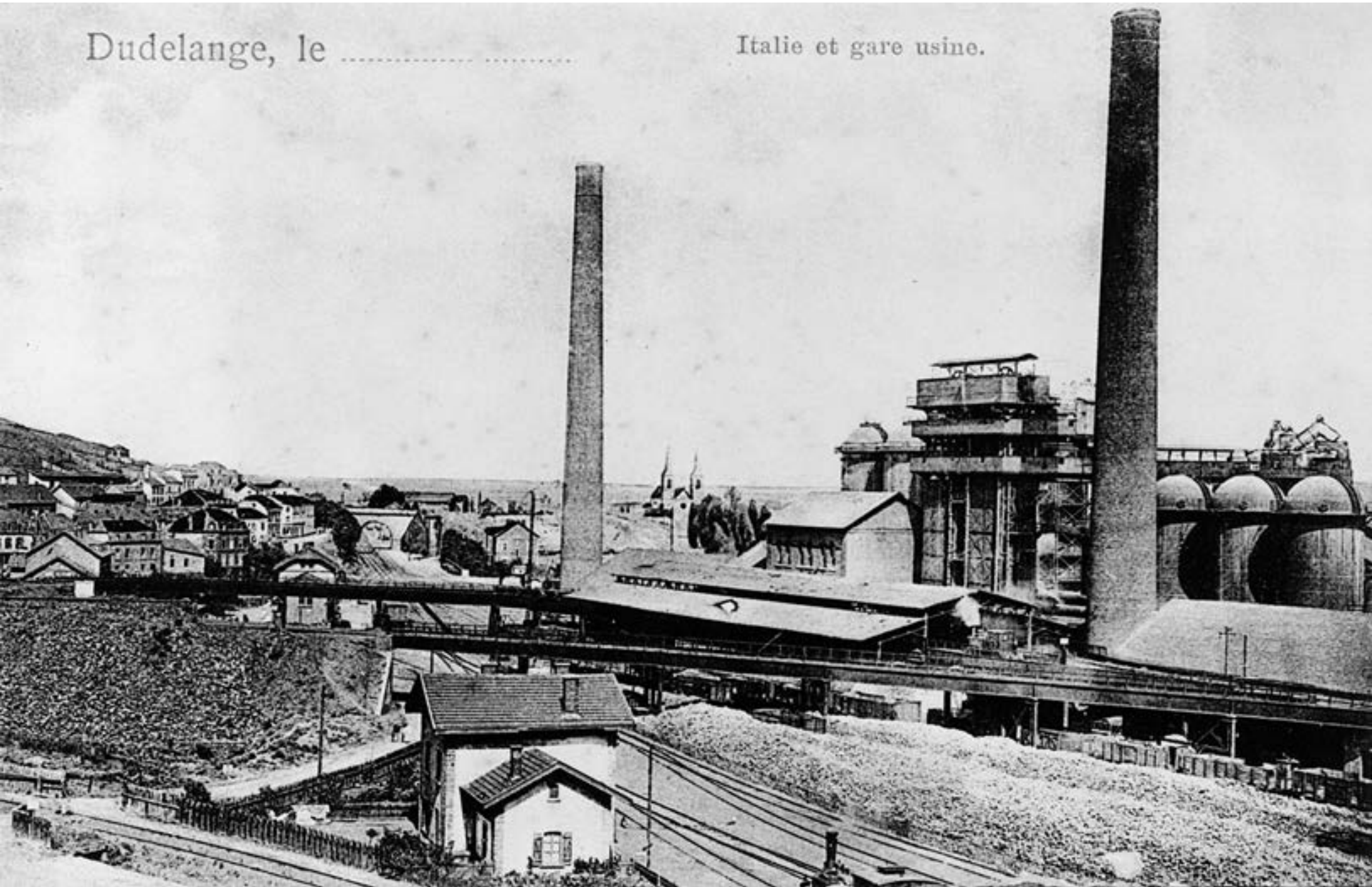
Le 2 août 1914, les troupes allemandes traversèrent la frontière germano-luxembourgeoise sous prétexte de vouloir contrer une invasion française du Luxembourg. Elles occupèrent le Grand-Duché pendant les quatre années de guerre. Bien que les structures étatiques soient restées intactes et qu'il n'y ait pas eu en tant que telle de confrontation armée sur le sol luxembourgeois, les quatres années de guerre furent marquées par des crises sociales et politiques qui allaient changer l'ordre national des années à venir. Afin de mieux comprendre toutes ces évolutions sociales et politiques, il est nécessaire de se pencher davantage sur la question de la production de matériel militaire par les sidérurgistes domiciliés au Luxembourg. La participation de l'industrie lourde luxembourgeoise dans le secteur de l'armement allemand constitue en effet un aspect central de l'histoire luxembourgeoise pendant la Grande Guerre, bien que ce volet ait généralement été négligé dans l'historiographie nationale. L'omission tient d'une part au manque de sources¹, d'autre part aussi au fait que la production d'armes allemandes au Luxembourg ne concordait que difficilement avec la narrative officielle qui s'était établie au lendemain de la guerre et qui affichait le Luxembourg comme un pays neutre dont le cœur battait pour la cause des Alliés. La réalité était en effet plus complexe.

Le Grand-Duché, qui tenait depuis son entrée au *Zollverein* en 1842 des relations politiques et surtout économiques très étroites avec son voisin allemand, s'est retrouvé dans une situation diplomatiquement très délicate à partir du 2 août 1914. Officiellement neutre, le gouvernement luxembourgeois avait de la peine à faire valoir ses droits d'État souverain et non-aligné sans trop froisser les forces allemandes – d'autant plus que l'occupation militaire coupa le Luxembourg du reste du monde et le plaça de plus belle sous la tutelle du *Reich*. Dans un acte de haut voltige diplomatique, le chef d'État luxembourgeois Paul Eyschen s'est ajusté aux demandes de l'occupant tout en insistant en même temps sur la neutralité de son pays face à la déferlante mondiale. D'un côté, la politique d'apaisement de Eyschen arrangeait les Allemands et a su éviter un déchaînement violent au dedans des frontières luxembourgeoises, mais d'un autre côté elle ne pouvait plaire aux forces Alliées qui vite soupçonnèrent le Luxembourg d'avoir choisi son camp.

L'occupation plaça Émile Mayrisch, directeur du groupe sidérurgique Arbed, devant une impasse similaire. Dans une proclamation affichée dans les usines de l'Arbed le jour même de l'invasion, Mayrisch avait fait appel aux employés « de ne prendre partie pour aucune [des puissances en état de guerre] et d'observer vis-à-vis de toutes la plus stricte neutralité »². Mais l'industrie sidérurgique luxembourgeoise dépendait presque entièrement du marché allemand tant pour ses débouchés que pour son approvisionnement en combustibles et allait bientôt être mise au service de l'armée allemande. La mainmise sur le bassin sidérurgique était en effet une des raisons principales de l'invasion allemande du Luxembourg. Déjà en 1913, le philosophe et industriel allemand Walther Rathenau avait mis en garde l'Allemagne que « [u]nsere gewaltige Eisenindustrie lebt heute größtenteils von fremdem Erz. Wird uns die Erzeinfuhr durch fremde Ausfuhrzölle oder die Stahlausfuhr durch fremde Schutzzölle unterbunden, so ist unser stärkstes Fabrikgewerbe untergraben »³.

L'influence grandissante des industriels allemands au tournant du siècle n'est en conséquence pas étonnante. Rathenau avait lui-même acquis les usines de Steinfort en 1911 pour assurer l'alimentation en matières premières de la Felten & Guillaume Carlswerk A.G. (F&G). Deux autres groupes sidérurgiques majeurs allemands s'étaient installés au Grand-Duché avant l'éclatement de la guerre, à savoir la Gelsenkirchener Bergwerks-AG (GBAG) présidée par le nationaliste Emil Kirdorf et la Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-AG (DL), qui se trouvait entre les mains de Hugo Stinnes.

Dès la reprise des activités sidérurgiques fin septembre/début octobre 1914, les usines se sont mises à labourer pour le compte de la *Reichswehr*⁴. Mais, tandis que les trois groupes sidérurgiques gérés par des industriels allemands n'hésitaient pas à produire du matériel de guerre pour des raisons idéologiques évidentes, l'Arbed s'est trouvée dans un dilemme – en tant que seule entreprise majoritairement sous contrôle luxembourgeois – entre neutralité politique et survie économique. Mayrisch était bien conscient que la participation de la sidérurgie luxembourgeoise à l'effort de guerre allemand contredirait le principe de neutralité stricte sur lequel il avait insisté dans sa proclamation. Avec Eyschen il s'est mis d'accord sur



Vue de l'aciérie à Dudelange, avec la gare de l'usine et le quartier italien

Émile Mayrisch était bien conscient que la participation de la sidérurgie luxembourgeoise à l'effort de guerre allemand contredirait le principe de neutralité. Avec Paul Eyschen, il s'est mis d'accord sur un compromis

un compromis : l'Arbed allait continuer à fabriquer dans ses filiales luxembourgeoises les mêmes produits qu'elle avait fabriqués avant la guerre, même si ces produits allaient être utilisés à des fins militaires par les Allemands. Quant aux produits proprement militaires, c'est la filiale de Burbach en Allemagne qui allait prendre charge. Le compromis permettait à l'Arbed de tenir ses usines en marche tout en gardant tant bien que mal une vraisemblance de neutralité.

Mais les Alliés ne partageaient pas cette conception des choses. Déjà le 16 octobre 1914, un informateur nommé Simon avait prévenu les Anglais que « the Luxembourgers are hard at work manufacturing for the German army ». Simon ajouta que les Luxembourgeois ne s'opposaient pas vraiment à une annexion à l'Empire si ce n'était pour leur refus de devoir servir dans les rangs de l'armée allemande⁵. Au vu de ces révélations, l'Angleterre avait songé à qualifier le Luxembourg de pays ennemi et s'est opposée à une aide au ravitaillement alimentaire pour le Grand-Duché dans le cadre de la *Commission for Relief in Belgium*. La production sidérurgique avait donc eu un impact direct sur les négociations concernant l'approvisionnement en denrées, qui représentait alors la préoccupation majeure de la classe politique et de la population luxembourgeoise. En effet, à partir de la fin de l'année 1914 et pendant toute la guerre, le Luxembourg a dû faire face à un manque

important de nourriture. L'opposition politique s'est vite emparée des rumeurs concernant la production d'armes pour discréditer le gouvernement. « Es heißt allgemein, die verbündeten kriegführenden Mächte weigerten sich, Brotgetreide und andere Lebensmittel nach Luxemburg durchzulassen, da in diesem Lande feindselige Taten gegen sie verübt würden, nicht sowohl durch die deutschen Truppen, sondern an nicht militärischen Stellen, und zwar unter Vorwissen und Duldung der Regierung », s'exclama le politicien du parti de droite Émile Prüm dans une lettre ouverte du 10 avril 1915. « Das Luxemburgische Großgewerbe soll nämlich Kriegsmunition für das deutsche Heer herstellen. »⁶

L'impact de la production sidérurgique pour la population luxembourgeoise ne se limitait pas au blocage de livraisons alimentaires. La situation allait en effet s'aggraver à partir du 3 octobre 1915, quand les premiers obus français furent lancés sur le Luxembourg. Les raids aériens ciblaient principalement des points stratégiques militaires, tels le réseau ferroviaire et les usines sidérurgiques, mais les obus finissaient souvent dans des zones résidentielles. Jusqu'au 29 octobre 1918, les avions militaires alliés avaient lancé plus de 300 obus sur le Luxembourg tuant 28 personnes et en blessant 71. Le gouvernement luxembourgeois avait beau protester contre cette mesure en soulignant qu'elle violait la neutralité du Grand-Duché : pour les gouvernements français et britannique, les bombardements avaient toute leur justification. « [S]o long as the German armies were in occupation of Luxembourg, and used the railways and factories of the Grand Duchy for military purposes, the Allies must decline all responsibility for casualties to the civilian population or damage to civilian property caused by the measures which they were obliged to take against the railways and factories used », soutenait le Foreign Office britannique en août 1918⁷. Le ministre français des affaires étrangères Théophile Delcassé avait justifié d'une façon similaire le bombardement de la ville de Luxembourg du 3 octobre 1915 quand il alléguait que « [l]e Grand-Duché ne saurait donc, à l'heure qu'il est, se qualifier de neutre. N'autorise-t-il pas, d'autre part, les usines de Gelsenkirchen à Esch s/Alzette, celles de Differdange et les usines de Dusch [sic] à Wecker à travailler pour les Allemands ? »⁸.

Les Alliés semblaient avoir été bien informés sur l'activité tant de l'industrie lourde du Luxembourg que des entreprises moyennes. Delcassé avait évo-

qué la André Duchscher & Cie., une entreprise de taille moyenne à Wecker, qui avait accepté de fabriquer des obus pour le compte de l'armurier mythique allemand Fried. Krupp AG. Mayrisch avait tenté de persuader Duchscher d'annuler le contrat avec Krupp, mais ce dernier ne s'est pas laissé dévier. D'un côté, Duchscher s'était basé sur une expertise du juriste allemand Karl Strupp, qui avait conclu qu'une contribution militaire unilatérale des sidérurgistes luxembourgeois à l'armée allemande ne constituait pas une violation de la neutralité luxembourgeoise. D'un autre côté, les commandes civiles n'étaient pas suffisantes selon Duchscher pour empêcher l'effondrement de l'entreprise. Duchscher défendait son comportement en soulignant que « [a]lles, was innerhalb des von der deutschen Front umfassten Gebietes hergestellt wird, [Kriegszwecken dient]. Jede Schiene, die unser Land verlässt, jedes Stück Stahl, das unsere Industrie erzeugt, jedes Pfund Butter und jeder Liter Milch, die ihren Weg über die Grenze finden, dienen genau den gleichen Zwecken wie unsere Lieferungen »⁹.

Duchscher n'avait pas tout à fait tort puisque – avec ou sans compromis – l'Arbed contribuait elle aussi directement et indirectement à l'effort de guerre allemand, vu que sa production débouchait quasi entièrement en Allemagne et qu'à partir de 1916, elle était totalement supervisée par des organes de contrôle du Reich. En effet, l'industrie luxembourgeoise était devenue une partie intégrale de la *Kriegswirtschaft* allemande peu après l'occupation militaire. Rathenau avait vite pris conscience de la gravité de la pénurie en matières premières dont il avait alerté la classe politique et industrielle allemande en 1913 et qui allait bientôt frapper l'Allemagne. C'est pourquoi il avait fondé en août 1914 la *Kriegsrohstoffabteilung* (KRA), qui avait comme but une distribution plus efficace des matières premières au profit de l'armée. Même au Luxembourg, la KRA veillait à ce que les ressources soient prioritairement utilisées à des fins militaires et interdisait toute autre utilisation. Quand le fer et l'acier commencèrent à se raréfier en 1916, l'inspection de la production sidérurgique devint de plus en plus rigoureuse. Les usines étaient obligées de remettre des formulaires mensuels détaillant leur capacité de production. Même si l'Arbed se forçait dans un premier temps à produire des produits semi-finis, il n'y avait aucun doute que ces produits allaient éventuellement être transformés en matériel de guerre. En outre, la dépendance de l'Arbed au marché et au

combustible allemand servait comme moyen coercitif du *Reich* pour s'assurer que l'entreprise continuait à contribuer à l'effort de guerre.

Ce n'est qu'avec la défaite allemande que l'industrie sidérurgique a pu se libérer de l'emprise allemande. En 1919, le Luxembourg a quitté le *Zollverein* et a fondé deux ans plus tard une union économique avec la Belgique. Quant aux entreprises sidérurgiques allemandes GBAG, DL et F&G, elles ont dû liquider leurs propriétés au Grand-Duché dans l'immédiat après-guerre. Leurs usines ont été reprises par des groupes belges, français et luxembourgeois. L'Arbed a elle aussi connu un changement interne avec l'entrée dans son conseil d'administration d'Eugène Schneider – le grand concurrent français de l'armurier Krupp.

Le présent article est un résumé d'une étude du même auteur qui sera publiée dans le prochain volume de la série *Terres Rouges. Histoire de la sidérurgie luxembourgeoise* édité par Charles Barthel et Josée Kirps et qui sortira dans les prochains jours.

¹ Les fonds du groupe sidérurgique Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten A.G., qui avaient des usines à Differdange ainsi que les fonds des usines de Burbach, qui appartenaient à l'Arbed, sont par exemple introuvables jusqu'à ce jour. De plus, un grand nombre de fonds de l'Arbed n'a pas encore été inventorié et n'est donc pas encore accessible aux chercheurs.

² Voir reproduction de l'affiche dans : Hamdi, Mohamed, « Die luxemburgische Schwerindustrie während des Ersten Weltkrieges. Kriegswirtschaft und Rüstungsproduktion von 1914-1918 », dans : Barthel, Charles ; Kirps, Josée (dir.), *Terres rouges. Histoire de la sidérurgie luxembourgeoise*, Vol. 5, Archives Nationales de Luxembourg, Luxembourg, (à paraître), p. 21

³ Rathenau, Walther, « Deutsche Gefahren und neue Ziele », dans : *Walther Rathenau. Gesammelte Schriften in fünf Bänden. Erster Band*, S. Fischer Verlag, Berlin, 1918. p. 270

⁴ Très peu est connu sur le sort de la société belge d'Ougrée-Marihaye, pendant la guerre de 1914-1918.

⁵ AnLux FD 260 05. Lettre du 16 octobre 1914

⁶ *Clerfey Echo* du 10 avril 1915. Dans : AnLux AE 03708

⁷ AnLux FD 260 09, Lettre du 20 août 1918

⁸ Cité dans : Scuto, Denis, « 'Il subsiste un certain flou concernant les événements de l'époque...' Paul Eyschen et la Première Guerre mondiale ». Dans : Majerus, Benoît, Roemer, Charles et al. (dir.), *Guerre(s) au Luxembourg 1914-1918 Krieg(e) in Luxemburg*, Cappybarabooks, 2014, p. 25^o AnLux AE 00554, document 0064

Die kleine Zeitzeugin auf Luxemburg-Exkursion

Pissen bei Amazon

Michèle Thoma

Ich küsse die heimische Erde, beziehungsweise das heimische Pflaster nicht, als ich aus dem Bus steige. Ich habe es eilig, in dem Bus, in den ich in Saarbrücken gestiegen bin, gab es kein WC, und in dem Zug von Mannheim nach Saarbrücken funktionierte keins. Luxemburg über Deutschland per Schiene zu erreichen – nur etwas für Masochistinnen oder Desperadas. Aber immerhin bin ich jetzt hier!

Merde! Mein erstes Wort. Ein eisiger Windregen klatscht mir ins Gesicht, jetzt aber schnell! Ins Alfa!

Die große Hotelfront ist dunkel. Daneben ist zu, nebenan auch, dann endlich finde ich alles, was ich brauche, im Moment, der Kaffee kostet 2,60, geschenkt.

Ich ziehe meinen schweren Koffer durch die Joseph-Junck-Straße. Ziemlich tote Hose, nur ein paar schwarze Jungs sind unterwegs. Die afrikanische Raucherinnen-oase, die mich vor Jahren bei Ankünften empfing, ist geschlossen. Dafür gibt es andere afrikanische Cafés, in einem sehe ich einen bleichen Menschen. Plötzlich Gekreisch wie in einem gigantischen Vogelhaus, es ist aber nur eine Handvoll Afrikaner an einer Ecke, wo es früher die besten Fritten gab und vielleicht immer noch gibt.

Ein paar Nuten stehen gestieft und miniberockt herum wie in der guten alten Zeit. Ein Freier steuert eine an. Gegenüber kommen Kinder aus einer Schule, vielleicht von einem Fest, es ist zehn Uhr abends. Ich frage nach der Glesenerstraße. Ich spreche kein Asiatisch, die Mütter kein Europäisch. Kleeschenstraße? Ein kleines Mädchen erklärt mir in schönem Deutsch den Weg.

Ein betäubendes Krachen, ich hebe den Kopf, stürzt es ab? Ich könnte das Flugzeug mit der Hand greifen, es wirkt so surreal im Verlorenkosthimmel wie die Kreuzfahrtschiffe in venezianischen Kanälen.

Ich betrete ein Café mit russischen Buchstaben auf der Tür. Vielleicht, hoffentlich gibt es hier keine Bildschirme? Ich frage nach russischem Kaffee, die junge Frau schaut mich befremdet an. Normaler Kaffee, sagt sie. So redet die Deutsche Bahn auch. Ich bin allein mit einem in einem Winkel kauenden und ab und zu vor sich hin knurrenden Russen. Ich setze mich vor den Bildschirm, es gibt hier auch einen, überall gibt es welche. Der internationale Sender meldet eine Explosion in Österreich. Sofort rufe ich zuhause an.

Am nächsten Tag stehen ein paar Herren sprachlos nebeneinander vor ihrem Bier vor den jungen, kaltherzig blickenden Frauen. Die Explosion läuft noch immer.

Neben dem Café ist der Nachtclub St. Petersburg.

Ich höre eine Sirene, ist Krieg? Nein, es ist nur der Rettungswagen.

Einst stand ich hoch oben auf der Corniche und winkte einem jungen Mann zu, der im Gefängnis-hof seine Runden drehte. Der Inbegriff der Roman-tik. Jetzt sind im Gefängnis Kunst und Kultur.

In der Kirche St. Jean im Grund wird auf einer Holzschrift ein Super-Deal geboten. 10 000 Jahre Ablass gegen fünf Mal Vater, fünf Ave Maria und fünf Mal Ehre sei dem Vater. Allerdings reu-mütig, andächtig und zu Ehren der hochheiligen Wunden Christi.

In meiner Erinnerung gibt es diesen Weg, den ich jetzt neben und mit der Alzette gehe – an ihrer Seite – nicht. Die Alzette ist braun, beinahe wild. Eine winzige Ente wird weg- und abgetrieben wie eine Spielzeugente.

Ich überquere eine kleine Brücke und stehe vor der legendären Ausbeuterfirma Amazon. Ich muss pinkeln. Ein paar Menschen hocken *relaxed* vor Bildschirmen, einer tankt vor einem Getränkeau-tomaten. Besonders fertig schauen sie nicht aus. Die bescheidene Sicherheitssperre lässt sich von meinem bewährten Unsichtbarkeitstrick nicht beindrucken. Ob ich hier arbeite, fragt mich eine junge Frau. Ehrlich währt am längsten, nein, nur pipi. Amazon will nicht.

Wo einst Malou war, ist jetzt Ukulele. Eine Asiatin winkt ab, als ich eintreten will. Geschlossen. Ein



Das Land ist ein anderes als das, das ich vor dreißig Jahren verließ. Es entwickelt sich so rasant, dass ich bei meinen seltenen Besuchen kaum mitkomme

veganes Restaurant ist geschlossen und alle nicht-veganen auch.

In einem Fenster am *Kosakestee*, einem winzigen, intimen Platz, von dem ein Pfad bergauf führt, liegt ein Stoffiger. Ein paar Frauen mit ein bisschen Hautfarbe sitzen hinter einem andern Fenster beim Kaffee. In einem der Häuser haben alle Einwohner ex-jugoslawische Namen. Kurz beneide ich die Bewohner_innen des *Kosakestee*.

Über die Bäume sind eng anliegende golden glühende Ganzkörperstrümpfe gestülpt, es muss weh tun.

In der Großgasse ist kaum ein Mensch. Montag, sagt die Apothekerin. Am Sonntag war ja alles offen.

Alle sind am Weihnachtsmarkt, sie quetschen sich unter Planen mit ihren Glühweinstiefeln. Es schüttet.

Vom Fenster des Hot Chocolate aus kann man den Soldaten sehen, wie er im Schneeregen vor dem Palast auf und ab und ab und auf geht. Junge, fröhliche, schöne Menschen tauchen Schokoladenschlecker in heiße Milch. Dann ist der Soldat weg, ist er desertiert? Ins Hot Chocolate?

Am Boulevard Royal steht ein Haus wie ein letzter, hartnäckiger Zahn in einem ausgeraubten Kiefer. Die Bettler_innen hocken in dem improvisierten Durchgang in den Pfützen.

Die Bürogebäude sehen aus wie auf Röntgenaufnahmen, man sieht durch die Gebäude und in die Gebäude hinein, bis unter die Beine der ausgestellten Bildschirmmenschen. Alles ist transparent.

Am Tram-Geburtstag gleite ich in der Designer-Tram in eine Landschaft, in der die Zukunft schon herumsteht und ausgestellt ist. Es ist alles eine Zukunftsinstallation. Es wird noch dauern, bis es aussieht wie in glücklichen Wimmelbilderbüchern.

Überall ist alles neu. Neue Siedlungen, neue Straßen, das Land ist ein anderes Land als das, das ich vor dreißig Jahren verließ. Es entwickelt sich so rasant, dass ich bei meinen seltenen Besuchen kaum noch mitkomme. Was ist das, was wird das für ein Land? Vielleicht einer der spannendsten Orte Europas, ein globales Mini-Labor.

Die satten Ureinwohner_innen im Speck-Belt der City, in der geschützten Staatswerkstätte beschäftigt, noch, oben und unten die fleißigen und beziehungsweise hochqualifizierten Migrant_innen, die Expats. Die smarten jungen Männer, die mir auf Schritt und Tritt begegnen, welchem Stamm gehören sie an?

Die Sprachensituation irritiert mich. Ich zögere, Leute anzusprechen, wie kommt die Auswahl welcher Sprache rüber? Aus Nostalgie und aus der Lust heraus, meine Sprache zu reden, versuche ich es mit Luxemburgisch. Vielleicht auch aus Prinzip? Aus welchem Prinzip? Ist es nationalistisch, ermächtigend? Oder gerade das Gegenteil davon, dieses den Anderen als einen „Echten, Authentischen“ anzusehen, als einen Aboriginee, einen Dazugehörigen? Aber was ist so toll daran, dazu zu gehören, und zu was und zu

wem? Und will er oder sie das überhaupt? Aber muss oder soll er oder sie das nicht wollen?

Weit komme ich sowie nicht mit Luxemburgisch in der Stadt. Also permanent switchen, sich anpassen? Seltsames Radebrechen bei spontanen Gesprächen, auch der oder die andere improvisiert, rätselt rum. Ich finde das zwar interessant, aber auch anstrengend. Ein Land, das die Selbstverständlichkeit der Verständlichkeit verloren hat,

Zu Gast

Eng sozial Visionen für den digitalen Zeitalter

Marc Spautz

Die Digitalisierung stellt einen fundamentalen Wandel vieler Aspekte unseres Lebens dar. Eine Digitalisierung, die vernünftig und verantwortungsvoll genutzt wird, erleichtert die Lebensorganisation und bereichert den Alltag. Dazu gehört übrigens auch der souveräne Umgang mit ihr und die digitalen Geräte zum richtigen Zeitpunkt wegzulegen.

Für die Wirtschaft stellt die Digitalisierung einen Innovationsschub dar, der neue Perspektiven eröffnet. Der Einsatz der IT-Techniken schafft Möglichkeiten, um das Knowhow, das den Wirtschaftsstandort Luxemburg auszeichnet, weiterzuentwickeln und in die neue Zeit zu tragen. Das zählt für jeden Sektor, die Industrie, den Mittelstand, den Finanzplatz ...

Mit den Veränderungen der Arbeitswelt durch die Digitalisierung verändern sich vor allem auch die Arbeitsbedingungen. Für viele Arbeitnehmer bieten sich interessantere und abwechslungsreichere Tätigkeiten an. Ihre berufliche Aktivität ist zum Teil nicht mehr zeit- und ortsgebunden.

Neben neuen Möglichkeiten zeichnen sich aber auch Risiken ab, die in der Diskussion, die zurzeit

Marc Spautz ist Abgeordneter und Präsident der Christlich-sozialen Volkspartei

unter anderem im Rahmen der Rifkin-Studie geführt wird, nur unzureichend thematisiert werden. Digitalisierung kann zu mehr Stress und Arbeitsverdichtung für die Arbeitnehmer führen. Der sich auflösende feste Rahmen von Arbeitszeit und Arbeitsort verstärkt die Gefahr der Selbstausbeutung und der persönlichen Überforderung.

Die rezente Studie der Arbeitnehmerkammer *Quality of Work Index*, die in Zusammenarbeit mit der Universität Luxemburg erstellt wurde, ist in diesem Zusammenhang aussagekräftig: Für zahlreiche Arbeitnehmer geht die Digitalisierung mit einem wachsenden psychischen Druck einher. Die Anzahl von unterschiedlichen Aufgaben nimmt laufend zu. Die ständige Erreichbarkeit außerhalb des Arbeitsplatzes und der Arbeitszeiten stellt eine psychische Belastung dar, die immer öfter zu beruflichen Erschöpfungszuständen führt.

So darf die Arbeit der Zukunft nicht aussehen. Der Mensch muss auch in der digitalen Arbeitswelt das Maß aller Dinge sein. Dies zu bewerkstelligen, ist die Aufgabe der Sozialpartner und der Politik, die gemeinsam ein klares Regelwerk zum Schutz aller Arbeitnehmer vorlegen müssen.

Ein verlässlicher Arbeits- und Sozialschutz muss dabei vor allem auch für die wachsende Zahl von Beschäftigten in atypischen Arbeitsverhältnissen gelten, die zum Beispiel als Solo-Selbstständige auf Internetplattformen unterschiedliche Dienstleistungen anbieten. Die Digitalisierung darf nicht in einem sozialen Vakuum stattfinden, wo wesentliche Standards von Artikel 121 des Arbeitsgesetzbuchs

Die Sprachensituation irritiert mich. Ich zögere, Leute anzusprechen, wie kommt die Auswahl welcher Sprache rüber?

vielleicht sogar die Selbst-Verständlichkeit. Dafür aber Flexibilität und *Future* gewinnt.

Vor Belval stinkt es. Eine Kläranlage, ein paar junge Menschen sind in ihrem Auto in diesem stinkenden Teich ertrunken.

Alice ausgesetzt auf dem Belval-Planeten, Rost-Dinos über ihr, um sie herum eine untergegangene Welt, die ihre Krakenarme ausstreckt, Hochöfen, in denen Menschen aus dem ganzen Land geopfert wurden; wie bei Leger, stammelt sie. Industrie-Antike prallt auf Software-Ästhetik, Kapitalismus auf Kapitalismus. Science-Kulisse als Science-Fiction-Kulisse.

Revitalisiertes neben vor sich hin Zerfallendem, das zerfällt einfach, wie es ihm gefällt. Naturwüchsiger Zerfall inmitten der Brutalo-Bauten der Jetzt-Zeit? Ist das die Idee? Toll und radikal. Eine jenseitige Landschaft aus Tümpeln und Moder und Schrott und Schrunden, auf einem Riesenabenteuerspielplatz mit Kiffertempel.

Die junge Begleiterin könnte sich vorstellen, hier zu studieren und zu leben. Der junge Begleiter ist Tarzan in Belval. Schon handelt er sich an Rohren hoch, strebt auf Ruinen zu Höherem.

All we need is love, steht in Großbuchstaben auf einer Hauswand. Etwas einsam stehen ein paar Christbäumchen.

bezüglich Entlohnung, Arbeitsbedingungen und Arbeitszeiten plötzlich nicht mehr zählen.

Das Leitbild der CSV ist deshalb ganz eindeutig, dass alle Beschäftigten, sowohl in der analogen wie in der digitalen Arbeitswelt, auf einer sicheren sozialen Grundlage arbeiten und neben einer fairen Entlohnung auch einen Anspruch auf soziale Absicherung erwerben.

Für die CSV beschränkt sich der digitale Innovationsschub daher nicht auf neue ökonomische Chancen. Arbeit ist auch im digitalen Zeitalter bedeutend mehr als nur Broterwerb, sondern sie bleibt ein wichtiges identitätsstiftendes Merkmal. Daher will die CSV im Dialog mit anderen gesellschaftlichen Akteuren eine soziale Vision für das digitale Zeitalter gestalten.

Wir wollen als Volkspartei der sozialen Mitte die Fortschritte der Digitalisierung in gesellschaftlichen Fortschritt ummünzen. Die Digitalisierung von Arbeit muss einhergehen mit einer Humanisierung der Arbeit, die an die wegweisenden Humanisierungsinitiativen früherer Jahre anknüpft, als es darum ging, schwere und eintönige Industriejobs menschenwürdiger zu gestalten.

Es handelt sich dabei um eine wesentliche Zukunftsaufgabe, die von den Arbeitgebern, Gewerkschaften und Betriebsräten in einem sozialpartnerschaftlichen Geist angegangen werden muss. Die politischen Entscheidungsträger sind ihrerseits verantwortlich für das verlässliche und stabile gesetzliche Fundament.

Heureux qui a fait un beau voyage

Kaléïdoscope indien

Lucien Kayser

Le mot, galvaudé sans doute, est à sa place, tellement un voyage en Inde (le nord du pays seulement, mais si varié déjà) s'apparente à pareil tube, ses miroirs, ses petits objets coloriés et les dessins infiniment produits ; c'est pour de bon une suite rapide d'impressions, comme le veut une définition plus large, de sensations vives ; les couleurs y sont, intenses, mais elles s'avèrent fortes pour d'autres raisons. Même en s'en tenant, à la façon d'un guide touristique, aux curiosités, aux lieux et sites qu'on dit incontournables, quitte à y ajouter une part plus ou moins grande de subjectivité. Il y a cette façon-là de voyager, de voir du pays, de rencontrer des gens, même si aujourd'hui il n'est plus de découverte à faire, nous ne connaissons que trop par tant d'images ce qui se révélera pour de vrai. Mais disons-le de suite, la splendeur du Taj Mahal, c'est impressionnant quand même, cette masse de marbre blanc au bout de la perspective, au bout de la ligne d'eau.

Il ne faut pas en rester aux cartes postales, aussi grande que soit la fascination. Il faut plonger dans la réalité, la vérité du pays, des gens, même si le séjour se réduit à une quinzaine de jours. Et le meilleur moyen, oui, on ne trouve pas mieux que les journaux, heureusement qu'en Inde, il en existe, *The Times of India*, *The Hindu*, en langue anglaise, pour mieux connaître là où l'on met les pieds. Après l'émerveillement et l'horreur, révélons d'emblée que cette dernière restera pour toujours liée à la ville sainte, Varanasi ou Bénarès, sur les rives du Gange, après pareils saisissements, on lira ce qui a fait l'actualité (qui semble toutefois installée depuis longtemps, pour bien longtemps) à la fin de l'année 2017.

De Delhi, vers l'ouest, on entre dans le Rajasthan en suivant la route que prenaient jadis les caravanes, et le commerce y fit la fortune des marchands marwaris. Ce qu'il en reste, leurs anciennes demeures, les *havelis* aux façades richement décorées, mais en grand nombre menaçant ruine, si elles ne sont pas transformées en hôtels de charme. Entrée en matière qui ne peut que séduire, les forts et les forteresses mogholes feront de même, tout en tenant compte de leur caractère guerrier. Et les villes se feront plus bruyantes que la campagne du Shekhawati. Entretemps, on aura traversé le désert du Thar, vers la frontière pakistanaise, et comme tout le terrain le long de la route est occupé par les militaires, pas besoin de s'interroger longuement sur les relations des deux pays.

Jodhpur, Ranakpur, Udaipur, Jaipur... leur suffixe commun dit simplement la qualité de ville, l'une étant dite bleue pour ses maisons couleur indigo que surplombe, véritable nid d'aigle, le fort de

Mehrangarh, l'autre rose, et changeant au fil de la journée et de la course du soleil, c'est scintillant, puis plongé dans l'ombre, le Palais des Vents, à Jaipur, on ne s'en lasse pas, au milieu d'un trafic désordonné (du moins d'après nos habitudes européennes). Et comme on aime avoir ses repères, on qualifiera Udaipur de suisse, les montagnes et les lacs y sont, et puis, c'est frappant, Udaipur doit être la ville la plus propre d'Inde, à peine un bout de papier par terre.

Quittons les citadelles, déchaussons-nous pour les temples, on frayera de la sorte les trois grandes religions de l'Inde, aux côtés de l'hindouisme et du bouddhisme, celle qui est moins connue, avec quand même neuf millions d'adeptes, le jainisme, plus porté encore vers l'ascétisme, plein de respect de la vie sous toutes ses formes (mais interdisant l'entrée du temple aux femmes au moment des règles). Ah ! les temples sont très loquaces, de même en matière amoureuse, érotique. Nagda, Khajuraho, tout l'art du *Kâma-Sûtra* y défile dans la pierre, toutes les formes d'échange d'énergies (pour dire les choses gentiment), comme les prône le tantrisme (qui remonte au V^e siècle, on en est loin dans l'Inde d'aujourd'hui, à se demander comment ces représentations licencieuses n'ont pas trouvé fanatisme destructeur).

La religion, ça peut être donc cette liberté, c'est plus souvent le contraire. Voire la dénégation même de la vie, dans la misère et l'attente du paradis, qui a pour nom nirvana en l'occurrence, disparition justement du désir, puisque l'individu est comme absorbé définitivement dans l'âme universelle. Bon, si l'on y croit, mais Bénarès, en fin de parcours, ça vous retourne l'esprit et l'estomac, ça vous plonge au fond de l'abomination religieuse, à aller au bord du Gange, sur les *ghâts*, escaliers qui descendent vers le fleuve, lui rythme la vie, le soir avec la cérémonie des prières, le matin avec les premières ablutions. La vie de tous, de trois groupes. Sur des estrades, comme pour des spectacles de son et lumière, il y a les officiants, eux défendent leur rang, leur position dans la société, la religion, ça sert aussi à cela, à l'instar des castes, au point que telles des corporations ils se font de la concurrence le long de l'effroyable promenade. L'approche en a déjà donné des frissons, à la rencontre des estropiés du cœur et du corps, avec pour seul but qui leur reste, terminer dans un linceul blanc à l'une des extrémités des *ghâts*, là où de jour et de nuit les flammes dévorent ce qui reste des humains. On peut s'en approcher en barque, et les touristes, ces voyeurs du troisième groupe, ne se privent pas la plupart du temps de prendre des photos. Même dans l'oubli de la moindre pudeur, des pires blessures, déformations, comme telle jambe à la dimension d'un arbre plusieurs fois centenaire.

Il ne fallait pas rester sur ces images-là. Heureusement, le matin, au soleil levant derrière ce qui s'apparente à une île faite du sable charrié par le Gange, l'impression est tout autre, paisible, picturale. Les reflets dans l'eau, les oiseaux qui volent dans tous les sens, et les escaliers qui la veille tenaient de la cour des miracles, s'adoucissent dans la lumière naissante, une rade avec son harmonieuse courbure de couleurs.

1 Puisqu'on en est là, poursuivons avec la religion. L'Inde est censée être un pays laïc, l'a été peut-être avec le Parti du Congrès au pouvoir ; il l'a perdu pour toutes sortes de manigances, et ne semble pas près de le retrouver. En face, Narendra Modi, l'actuel Premier ministre, et son parti BJP (Bharatiya Janata Party, qu'on peut traduire par parti du peuple indien, rien de moins), de droite nationaliste hindoue, jouent trop subtilement de sa proximité religieuse, de son rejet et des fois bien plus de la partie musulmane de la population. Avec des programmes économiques libéraux (et l'Inde dépassera Anglais et Français), le soutien leur est assuré des hautes castes, des milieux commerçants. Alors que le Parti du Congrès a bien du mal à prendre de la distance, indispensable, avec la famille Nehru-Gandhi ; la dynastie politique se poursuit, Rahul a succédé le mois dernier à sa mère à la tête du parti.

Pour le BJP et les organisations qui l'entourent, plus encore que la religion hindoue au sens strict, c'est l'« hindouïté » qui compte, sorte de retour à une supposée culture indienne originelle. Où à la place d'une mosquée rasée en décembre 1992, il est question de construire un temple dédié au dieu hindou Rama. Dans les journaux, les responsables enjoignent à Rahul Gandhi de prendre position, et dans le même esprit, le somment de se déclarer, quand son nom, par mégarde ou par malhonnêteté, se trouve sur la liste des visiteurs non-hindous d'un temple où il faut décliner sa religion.

Il est vrai que l'Inde, conséquence de son passé *british*, ne connaît pas vraiment le terme de laïcité ; la constitution de 1948 pose toutefois l'interdiction de tout signe, marque, nom ou vêtement indiquant une religion. On est loin de cette exigence, aujourd'hui, alors que le terme de sécularisme a fait son apparition dans le texte constitutionnel en 1976.

« Who's Pseudo-Secular Now ? », se demandait un autre chef de parti politique le 27 novembre 2017 dans *The Times of India*. Toujours au sujet du temple dédié à Rama. Et de conclure : « The state has no business to dabble with the multiplicity of ever-changing beliefs of the people. Citizens are competent enough to pay for their own gods. »

Au-delà de l'attrait des images de prospectus, d'un pays riche en découvertes, fort en émotions, il est une part subjective de vécu. Et ce que révèle une plongée dans la vérité de l'Inde

2 La religion pourrait la vie politique, elle empoisonne la vie des gens, et particulièrement celle des jeunes filles et des jeunes hommes, les relations entre les sexes. On dira que toutes, et les religions n'y sont pas seules, considèrent les femmes comme dangereuses, n'est-ce pas une femme qui a cru le bonimenteur de serpent. Et la sexualité comme de la dynamite. En Inde, la femme, pour la rendre inoffensive, passe du contrôle de son père, de sa propre famille, à celui de la famille de son époux ; les mariages s'arrangent, et même aujourd'hui, il arrive trop souvent que les époux ne font connaissance que quand c'est déjà trop tard. On a choisi pour eux, on a demandé l'avis des brahmanes (il y a un contrat à établir, une dot à payer au mari et à sa famille), des astrologues (les Indiens en sont friands, témoin pour des choses que le ciel et les astres peuvent nous dire, l'extraordinaire observatoire Jantar Mantar, à Jaipur).

Pareille situation n'est évidemment pas faite pour l'émancipation des femmes ni pour la bonne entente entre les sexes. D'un côté on exacerbe le désir, on aboutit à de la violence, de l'autre on encourage la soumission. Et faute de faire le nécessaire dans l'éducation, dans un difficile changement des mentalités, il ne reste que le moyen extrême de la répression, un des États a rétabli la peine de mort pour les crimes sexuels.

Le 3 décembre, *The Times of India* a publié un entretien avec Catherine MacKinnon, une juriste féministe américaine, et le titre suffit en ces temps de harcèlement sexuel : « No means no is fine but a number of women aren't in a position to say no. » En Inde plus qu'ailleurs. « (They) are not believed

when they do report it – so it's completely about her, when it should be about him. »

Le même jour, dans le même journal, quelques pages plus loin, quelle surprise de découvrir une bande dessinée, *Agent Rana*, avec une première image montrant une jeune femme attachée à un lit. Une brute lui fait face et savoir qu'elle ne doit pas s'attendre à ce qu'il lui fasse ce qui est prévisible, non, il fera pire... et sur une dernière image, on ne voit que le bras de la jeune femme, sa main à lui qui y écrase une cigarette. « Help me ! Someone please save me from this monster... This pervert... » Je veux bien que dans la suite de la bande dessinée un sauveur vienne, délivre la jeune femme, et que le bien triomphe ; il reste que le journal est peu inspiré de mettre pareilles images après les paroles de MacKinnon. De la pure schizophrénie.

Un espoir reste, de fortes chances que les choses changent, du moins dans les grandes villes et les études que font ensemble les deux sexes. Ce qui prendra du temps, mais un jour peut-être les champions en électronique le (re)deviendront aussi en matière amoureuse.

3 Dans les grandes villes justement, un autre défi ; les journaux en ont fait leur une, car jamais la pollution de l'air n'a été telle, sans véritable réaction, se plaint-on. Une concentration des particules extraréfines (les PM2.5) supérieure à Pékin, Delhi battant tous les records, avec des pics, en novembre, d'une intensité atteignant près de trente fois le taux maximum préconisé par l'Organisation mondiale de la santé (qui lui est de 25 microgrammes par mètre cube d'air).

Le 20 décembre, enfin, une réaction (alors que le projet d'une circulation alternée a été rejeté par un tribunal). À Delhi, on a testé un brumisateur géant, sorte de canon anti-smog, pour faire tomber les particules. Dans l'espoir sans doute que le climat fera le reste.

Une manière là encore de résignation (qui de façon générale tient de la religion). On subit, pas question ni de lutte des castes, ni de lutte des classes. Alors que l'Inde est avec le Moyen-Orient en tête pour les écarts sociaux, le plus petit pourcentage détenant la plus grande masse de richesses. Dans le rapport sur les inégalités mondiales, la part de revenu des dix pour cent les plus aisés atteint 55 pour cent au Moyen-Orient, jusqu'à 61 pour cent, en Europe on est à 37 pour cent). L'Inde, un pays entre richesse (61 multimillionnaires) et pauvreté, misère totale ; une classe moyenne inexistante. Irrémédiablement ?



Un train pour un tour bouddhiste, un Hindou pour un monument musulman : « The great pity is that now there are some who would set up such a papacy in India, smuggling into Hinduism a Christian idea of orthodoxy. » (Wendy Doniger, *The Hindus, an alternative history*, Oxford, University Press)



Le metteur en scène belge Ivo van Hove est une machine, une véritable industrie de production qui enchaîne les spectacles (de qualité inégale) à la vitesse grand V. Après *Vu du pont* et *Obsession* la saison dernière, il ouvre l'année au Grand Théâtre avec sa mise en scène du cycle de lieder pour voix et piano *Journal d'un disparu* de Leos Janáček. Le minimalisme de cette œuvre écrite lorsque le compositeur, mort en 1928, avait 61 ans, va bien avec celui de Van Hove. Ce dernier a toutefois associé la compositrice Annelies Van Parys (née en 1975) au projet : elle a complété les poèmes d'amour du jeune Janik pour la gitane Jefka d'un récit parallèle sur des thèmes comme la migration, l'identité et l'intégration. Produit par le Musiektheater Transparant d'Anvers, cette coproduction des Théâtres de la Ville de Luxembourg sera encore montrée ce soir, 5 janvier, au Limpertsberg (theatres.lu). jh

JAN NEVENS/ART

Art contemporain



La fin des statues

Une des œuvres centrales de l'exposition monographique *Theatre of disorder* de Martine Feipel et Jean Bechameil, qui se termine ce dimanche au Casino Luxembourg, est une statue décapitée dont le cœur mécanique tourne sur son axe. Pourtant, même sans tête, la figure représentée est reconnaissable parmi toutes : il s'agit de Lénine. En fait, les deux artistes ont reproduit l'image exacte de la sculpture de Lénine à Kotovsk, en Ukraine, vandalisée durant la crise, en décembre 2013, la tête et le bras droit, tendu vers le ciel, ayant été retrouvés à un autre endroit. Ces actes russophobes furent nombreux durant la crise ukrainienne, l'agence Tass parla, en août dernier, de 2 389 monuments détruits à travers le pays, dont plus de 1 300 de Lénine (photos : à Kharkiv, 09/14). Les artistes ont donc invité le commissaire d'expositions et historien d'art Christian Mosar à un finissage ciblé ce dimanche : à 11 heures, Mosar viendra parler de ce nouveau *Bildersturm*, de cet iconoclasme anti-Union soviétique, et dresser un historique d'autres destructions de monuments des XX^e et XXI^e siècles. jh

Politique

Embedded, suite

Maggy Nagel sait qu'on l'attend au tournant. L'ancienne maire libérale de Mondorf-les-Bains, brève ministre de la Culture du gouvernement Bettel/Schneider/Braz et actuelle commissaire générale du pavillon luxembourgeois à Dubaï 2020 ne veut pas faire de gaffe dans la conception du pavillon. Après le concours d'architecture remporté par Metaform, elle s'est adjoint l'expertise de Jo Kox, président du Focuna, et le budget de ce dernier pour développer un projet culturel pour cette représentation nationale à l'exposition universelle aux Émirats arabes unis – porte d'entrée vers de nouveaux marchés orientaux pour l'économie luxembourgeoise. Jo Kox, lui, a mis en place un comité de sélection des artistes, comptant pas moins de douze institutions et associations pour retenir... sept artistes (dont un duo) – comme si la surenchère administrative était une garantie de sérieux. Le 27 décembre, le gouvernement a annoncé les noms des artistes retenus, chacun représentant une discipline : Julie Conrad (designer), Ady El Assal (cinéaste), Guy Helminger (auteur), Karolina Markiewicz & Pascal Piron (artistes plasticiens), Simone Mousset (danseuse et chorégraphe), Patrick Muller (compositeur) et Renelde Pierlot (actrice et conceptrice de projets). Engagés pour quatre ans via un contrat à durée déterminée, ils recevront 10 000 euros par an chacun – Jo Kox est fier de payer correctement les artistes – et devront travailler ensemble afin de créer des synergies et des œuvres communes. Qui, toutes, devront s'inscrire dans le thème du pavillon, *Connecting minds, creating the future*. Parce que l'art, c'est bien beau, mais s'il pouvait aider à attirer des investisseurs au grand-duché ou à exporter des produits nationaux, il serait en plus utile. jh

Export

Govinda on tour

Après avoir été dévoilé au Tiff à Toronto l'année dernière, *Gutland*, long-métrage de fiction de Govinda Van Maele produit par sa société Les Films Fauves, est en tournée européenne. Ainsi, il a été sélectionné aussi bien au festival *Premiers Plans* d'Angers (à la mi-janvier), que par la suite et en compétition au *Max Ophüls-Preis* à Sarrebruck (fin janvier). On est impatient de le découvrir au Luxembourg, peut-être au *LuxFilmFest*, qui sait ? jh



De l'éternité

Tschudi est une bonne galerie. Elle sait qu'il faut profiter de la visibilité d'une artiste acquise par une exposition dans un musée public pour vendre ses œuvres. Parallèlement à la rétrospective de Su-Mei Tse actuellement au Mudam, Tschudi, située dans le montagnes suisses, à Zuoz, lui consacre également une exposition, *Between eggs, stones and floating balls*, avec Andrea Büttner et Kimsooja (photo : *Stone* de Su-Mei Tse ; jusqu'au 17 mars ; galerie-tschudi.ch). jh

Théâtre



Entre chien et loup

Enfants, nous admirions le gentil « Alp-Öhi » dans l'adaptation cinématographique de *Heidi* (photo : CNA), ce grand-père têtue mais doux. Il fut incarné par René Deltgen (1909-1979), acteur luxembourgeois condamné après la Deuxième Guerre mondiale pour collaboration avec l'occupant nazi. Mais peut-être que le sort de Deltgen était un peu comme ces biographies « entre chien et loup » que dresse l'historien Henri Wehenkel dans son récent livre (Éditions d'Étzebuurger Land) : issu d'une famille qui n'avait que faire des arts (son père était chimiste), il devint l'acteur luxembourgeois le plus célèbre en Allemagne, grâce à ses engagements à Francfort, à la Volksbühne à Berlin ou au cinéma. Les nazis utilisèrent sa renommée pour appeler à la collaboration – et lui ne s'y opposa pas. En 1939, il fut même nommé *Staatsschauspieler*. Le Kasematten theater fait du sort de Deltgen – sur lequel le CNA a publié un livre (Uli Jung, Paul Lesch, Jean-Paul Raths, Michael Wenk, 2002) et un film (Michael Wenk, 2004) – une « affaire » pour une lecture qui aura lieu mercredi, 10 janvier. *Der Fall René Deltgen* est composé d'extraits d'entretiens, d'articles, de déclarations et du jugement de 1945 pour comprendre son rapport complexe avec le grand-duché. Ulrich Kuhlmann lit les textes rassemblés par Marc Limpach, Pol Belardi accompagne la lecture. jh

Théâtre

La Rolls ne démarre pas

L'adaptation du *Rumpelstilzchen* des frères Grimm par Ian De Toffoli (texte) et Myriam Muller (mise en scène) est une des productions-phares de la saison (voir *d'Land* du 22 décembre). Or, après la création au Grand Théâtre, les représentations eschoises, qui devaient avoir lieu hier, jeudi 4 et ce soir, vendredi 5 janvier, ont dû être annulées en raison d'une panne de la machinerie de plateau. Les dernières représentations du conte pour enfants (à partir de dix ans) et adultes auront donc lieu les 13 et 14 janvier au Cape à Ettelbruck. jh

Eh, Momo, tu descends ?

Momo de Pascal Dusapin (2002) est une charmante pièce musicale pour les tout-petits (de quatre à sept ans), sur un petit garçon vivant dans un cirque, qui trouve son identité grâce aux animaux. Mêlant musique, théâtre et conte, la pièce a été adaptée en luxembourgeois par Nico Helminger pour une coproduction de l'ensemble United Instruments of Lucilin avec entre autres le Cape Ettelbruck, où cette version fêtera sa première ce dimanche 7 à 11 heures. Sur scène, sous la régie de Lionel Ménard : l'ensemble UIL et l'acteur Jules Werner (photo : Cape), qui incarne le conteur. jh



Photographie



Une affaire de famille

Dans la famille Krieps, j'appelle Anna. Sœur cadette de l'actrice Vicky Krieps – qui est actuellement acclamée aux États-Unis pour son rôle dans *Phantom thread* de Paul Thomas Anderson (aux côtés de Daniel Day-Lewis) –, Anna est photographe. Et son sujet préféré est... Vicky justement. Qui se prête volontiers aux mises en scène décalées d'Anna, comme pour la série *Zimmermädchen* (photo : annakrieps.com), en astronaute ou en famille, avec ses enfants et ses parents (Bob et Evi). Découvertes lors de la *Triennale jeune art* des Rotondes en automne, les photos de la série *Shadow* notamment étonnent, avec leur côté décalé et absurde, Vicky prenant des poses complexes, comme endormie, qui ne sont pas sans rappeler les *One minute sculptures* d'Erwin Wurm. À partir de vendredi prochain, 12 janvier (vernissage à 19 heures), le centre culturel Schungfabrik à Tétange consacre une exposition personnelle au travail photographique d'Anna Krieps (jusqu'au 28 janvier). jh

Fotografie

Spiegelreise

Boris Loder

Ein ungewöhnliches Format hat das Fotobuch *Hui Wen – Visual Palindromes* von Robert Hornung. Zieht man es aus dem hochkantigen rot-weißen Schubert, hält man ein breites Buch im Panoramaformat in den Händen. Die Publikation zeigt Bilder aus 21 verschiedenen Regionen in Europa, China und Taiwan. Mit Verweis auf das Palindrom, also auf ein Wort oder eine Wortfolge, die von zwei Seiten gelesen Sinn ergeben, sind sämtliche Bilder horizontal gespiegelt, schmetterlingsartig aufgeklappte Szenerien.

Die klar komponierten Aufnahmen zeigen Eindrücke aus den jeweiligen Regionen, etwa die bildfüllenden Hochhausfassaden der chinesischen Stadt Dalian, die in ihrer Doppelung erdrückend wirken, oder Straßenszenarien, die auf den ersten Blick wie scharfe, symmetrisch geplante Gabelungen wirken. Ein Containerschiff mit scheinbar endlos langer Breitseite, Detailaufnahmen vorbeigehender Passanten, die sich wie ein-eiige Zwillinge aufeinander zu bewegen. Neben urbanen Szenerien sind mit Naturmotiven wie Bergpanoramen, Flussläufen und Küstenansichten eine Vielfalt an Motiven der klassischen Reisereportage abgedeckt.

Architektonisch spannend sind die Bilder des Hotel Lalu in Taiwan, dessen Synthese aus zeitgenössischem und traditionellem Design der Innenarchitekt Hornung sehr gelungen einfängt. Es dauert, bis man versteht, wie die Gebäudeteile inselartig zwischen *Infinity-Pool* und angrenzendem See schweben können. Doch nicht nur Fernost, auch die Küstenorte Istriens, die Täler Österreichs und die Großregion werden im Buch dokumentiert. Dabei erinnert das Panorama des Parkhotel Alvisse an das *Grand Budapest Hotel* Wes Andersons, wenn auch ein nicht unwesentlicher Unterschied zu Hornungs Bildmanipulation darin besteht, dass Anderson vorhandene Symmetrien sucht oder akribisch in seinen Sets komponiert.

In den meisten von Robert Hornungs Bildern kommt es zu einer einfachen Dopplung der Bildelemente statt zu einem neuen Sinnzusammenhang

Cinéma

L'avare

Fränk Grotz

À son époque, il fut l'homme le plus riche au monde. John Paul Getty avait spéculé sur des terrains en Arabie Saoudite, qui finirent par lui fournir du pétrole en surabondance. Par ailleurs, il fut le premier à importer ces énormes quantités à l'aide de gigantesques pétroliers. En 1973, le milliardaire se rend pourtant tristement célèbre en refusant pendant plusieurs semaines de payer une rançon pour son petit-fils John Paul Getty III, enlevé à Rome par des membres de la Ndrangheta. Estimant qu'il s'agit d'une ruse montée par le jeune homme lui-même visant à le dépouiller, c'est finalement une oreille coupée de John Paul Getty III, envoyée par courrier, qui convaincra le patriarche à payer pour sa libération. Seul bémol : pour que le montant reste déductible des impôts, il ne veut pas déboursier plus que 800 000 dollars sur les quatre millions demandés, et ceci sous forme d'un prêt à son fils, que celui-ci devra lui rembourser avec intérêts.

Dans *All the money in the world*, le réalisateur Ridley Scott revient sous forme de thriller sur les circonstances dramatiques autour de cet enlèvement. En amont de la sortie du film, ce fut pourtant le remplacement de Kevin Spacey dans le rôle de John Paul Getty qui suscita l'intérêt médiatique. Après les accusations de harcèlement sexuel à l'encontre de l'acteur, la production et le réalisateur ont décidé de le supprimer du montage final et de tourner à nouveau toutes ces séquences avec un autre comédien, Christopher Plummer. Malgré ses conséquences techniques et logistiques complexes, cette décision, prise début novembre, fut mise en œuvre dans une temps record, au point que la date initiale de sortie du film en décembre a pu être maintenue.

Les remaniements n'ont pas laissé de traces visibles dans la version finale. Les images du chef opérateur Dariusz Wolski sont de l'excellente qualité habituelle et le film fait preuve de la routine d'un grand réalisateur. Pourtant, c'est cette même routine qui semble empêcher Ridley Scott d'explorer les limites du genre, de chercher dans les profondeurs du sujet, voire d'établir un rap-



Michelle Williams et Mark Wahlberg

La routine qui semble empêcher Ridley Scott d'explorer les limites du genre dans *All the money in the world*

prochement avec l'actualité. Après une première demi-heure posant le large contexte de l'intrigue en mode rapide, les personnages névoilent plus de manière significative. On aura compris relativement vite que l'avare de John Paul Getty est pathologique et sans limites.

Mark Wahlberg, dans le rôle de Fletcher Chase, le chef de sécurité de Getty senior, enquêtant pour le compte de la famille, ne dépasse pas son jeu habituel de dur à cuire et contraste fortement avec une Michelle Williams dont l'amplitude émotive dans le jeu est tellement plus large. Christopher Plummer est, lui, sans faille dans la peau du milliardaire imperturbable dont le manque d'empathie fait froid dans le dos. Dans la peau du ravisseur Cinquanta, Romain Duris fait ce qu'on attend de lui dans son premier rôle hollywoodien, mais semble un peu trop confiné dans les mécaniques de son personnage. Pour ceux qui s'attendaient à un film plus original et complexe sur ce sujet, la série *Trust* avec le réalisateur Dany Boyle et le scénariste Simon Beaufoy aux manettes sera peut-être un réconfort l'année prochaine. John Paul Getty y sera interprété par Donald Sutherland.



Das Buch spielt mit Horizontlinien und Spiegelungen

Interpretationsansätze bereithält. Wie der Autor selbst vorschlägt, sollte man solche Widrigkeiten außer Acht lassen und ihm schlicht auf die Reise zwischen Europa und Fernost folgen. In diesem Sinne lässt sich *Hui Wen* als gut gemachte, atmosphärische Reisereportage betrachten.

Robert Hornung: *Hui Wen. Visual Palindromes*. EGB Éditions. 336 Seiten. 35 Euro

Cinémasteak

Ce soir ou jamais

The Pink Panther est connu pour son thème jazzy composé par Henry Mancini. Le générique est à l'origine de la série d'animation éponyme dont le héros est une panthère rose. Il est aussi connu pour le personnage de Jacques Clouzot, un policier empoté et maladroit, interprété par Peter Sellers, qui fera l'objet d'une suite de huit épisodes. Dans ce film originel de 1963, « la Panthère rose », n'est ni l'un, ni l'autre. Il s'agit d'un diamant porté par une belle princesse orientale, Dala (interprétée par la magnifique Claudia Cardinale) et convoité par un gentleman-cambrioleur (l'excellent David Niven).

Dès les premières images, le spectateur voyage de Rome à Los Angeles, en passant par Paris, avant de se régaler des paysages de montagne de la station de Cortina d'Ampezzo dans les Dolomites, où se déroulent la plupart des péripéties de l'intrigue. Le film est un mélange de comédie américaine classique et d'humour nonsensique britannique. C'est un petit joyau enfermé dans l'insouciance des sixties et de la modernité à venir de la société des loisirs. Ses *punctums* frappent le spectateur et le rappellent à la nostalgie de son enfance : Chalet sous la neige, pulls à cols roulés, pantalons en velours côtelé et feux dans la cheminée. Comme tous les films de la comédie américaine, *The Pink Panther* est une comédie sexuelle dont l'humour est le produit d'une rhétorique de l'évitement. On y fait l'amour hors-champ, avec des pyjamas qui ressemblent à des tenues de cosmonautes. On se cache sous les lits, on s'embrasse furtivement entre deux portes, et on masque sa nudité et son amant dans le bain de mousse de sa baignoire.

The Pink Panther de Blake Edwards est un petit joyau enfermé dans l'insouciance des sixties

Les gags et les quiproquos ne manquent pas, même si certains ont passé avec difficulté la barrière du temps et peuvent susciter aujourd'hui de l'ennui. Vers la moitié du film cependant, une samba énergique réveille le spectateur. La chanteuse Fran Jeffries, fait une courte mais splendide apparition, en tenue de *Catwoman*, et chante, sous le regard ébahi de l'équipe du film, *Meglio stasera* (It had better be tonight), une composition de Henry Mancini qui deviendra un tube Italien avant de faire l'objet de nombreuses reprises (notamment par Sarah Vaughan, Lena Horne, Donna Summer et aujourd'hui Michael Bublé). Contrairement à ce que l'on pourrait penser spontanément, le thème musical de *The Pink Panther* n'est pas celui du générique, mais celui de cette samba. Et ce thème est la morale du film. « Mieux vaut ce soir que demain ou jamais » car « qui sait ce que sera demain ? ». La chanson anodine des occasions sexuelles à ne pas laisser passer, devient le chant grave et mélancolique des occasions manquées, des regrets du passé et de la jeunesse enfuie qui ne reviendra plus jamais. **Fabrice Montebello**

The Pink Panther de Blake Edwards (États-Unis, 1963, vostf, 114', couleurs) , sera projeté à la Cinémathèque municipale, place du Théâtre, demain, samedi 6 janvier 2018 à 21h30.



Fran Jeffries chante *Meglio stasera* sous le regard attentif de l'équipe du film

Luxemburgensia

Leben an den Grenzen und Abgründen

Jean-Marie Weber

Philosophen wie Heidegger und Psychoanalytiker wie Freud und Lacan ermahnen uns, vom Dichter oder Schriftsteller zu lernen. Für den ist Schreiben ein Akt, durch den singuläre Erfahrungen mit dem Leben und selbst dem Schreiben, dem Realen, letztlich eine neue Bedeutung und Funktion erlangen.

In dem Sinne fand ich das erste Buch der Luxemburger Schriftstellerin Anne-Marie Reuter, *On the edge*, außerordentlich anregend. In ihren Kurzgeschichten beschreibt sie Grenzsituationen: an einem Rande, auf einer Kante oder einem Grat, vor einem Abgrund, das heißt vor etwas Traumatischem. Die Kurzgeschichten stellen Versuche dar, sich dem Offenen des Lebens zu stellen. Wagnis ist hier Stil. Reuters lebendige Sprache öffnet offen und näht das Unverständliche, die Leere, nicht zu.

Auch aus anthropologischer und psychoanalytischer Sicht scheint mir ein solches Unterfangen äußerst interessant. Nicht um das Theoriegebäude der Psychoanalyse auf den Autor anzuwenden, sondern zunächst um der Effekte willen, die solche Texte auf einen selbst haben. Der Leser wird zum Analysanden. Es berührt ihn zu lesen, wie die Figuren mit Leben, Beziehungen, Brüchen und Situationen, da ihnen der Boden unter den Füßen entzogen scheint und sie vor dem Nichts stehen, umgehen. Die Konfrontation mit dem „Sprechakt“ der Autorin bewegt uns, zumindest das eigene Begehren betreffend, zu assoziieren und sich Einfallen auszusetzen. Dies ermöglicht auch zu sehen, wo die unterschiedlichen Sichtweisen von Literatur und Psychoanalyse in der Bearbeitung der Grenzen und dem Unmöglichen sich begegnen.

In der Geschichte „Worst-case scenario“ erzählt eine Autorin, wie Schreiben sich bei ihr entwickelt. Eine Situation, ein Detail, ein Charakterzug berührt sie, bringt Phantasmen in Bewegung. Rasch wird sie sich auch ihres Blickes bewusst, den sie sehend oder schreibend konstruiert. Und dieser Blick stellt sich ebenso vor ethische Fragen. In der „Banalität des Alltags“ befinden wir uns schnell in der Grenzsituation (Jaspers), in die Intimität anderer einzudringen. Etwa, wenn man ein Haus zum Kauf besichtigt und der Blick auf Medikamente auf einem Nachtschisch wie auch auf ein Buch mit dem Titel *Leben mit dem Krebs* fällt. Wir sehen, woran es dem anderen mangelt,



Anne-Marie Reuter (links) mit ihren Kollegen von Black Fountain Press

wie das Treibhafte sich bemerkbar macht. Dann ist man nahe am Subjekt eines anderen, der sich möglicherweise zwischen zwei Signifikanten wie Leben und Krebs befindet.

Der Blick wird auch da thematisiert, wo ein geschiedener, ehemals „perfekter“ Gatte und Vater seinen Kindern beim Verlassen der Schule nachschaut. Das Auto so zu platzieren, um den richtigen Blickwinkel auf die Kinder zu haben, ermöglicht ihm die Erinnerung an die eigene Tragik als Schüler, die Identifikation mit dem Sohn. Vor allem ermöglicht es auch den Blick des Vaters, sein Vatersein, trotz aller Abwesenheit aufrecht zu erhalten. Die Funktion des Vaters lässt sich eben nicht auf einen Zeitrahmen, etwa die Wochenenden beschränken. Man bleibt Vater, auch wenn man nicht „perfekt“ ist.

Mehrfach zeigt die Autorin uns, wie Worte eine Situation umrahmen und konstituieren. Dabei zeigt sie auch, wie Sprechakte ein bisher unterdrücktes Begehren verbalisieren und schließlich zum Bruch führen können. Etwa wenn der Ehemann zu der Tanzlehrerin sagt: „How nice it is to dance with a beautiful woman for a change.“

Sprache braucht aber als Gegenüber auch Stille. Herrlich zeigt Anne-Marie Reuter dies dort, wo der Lehrer, während er zu seiner Klasse geht, imaginär das Klackern seiner Schuhe benutzt, um ein Gefühl von Eigenständigkeit, Identität und Differenz zu den Schülern und Kollegen zu bekommen. Ihn nervt das Anhören der heutigen psychologisch und soziologisch gestützten Diskurse – um es kurz zu machen – zu Motivation und Demotivation von Lehrern und Schülern. Er macht, was man mit solchen Diskursen tun muss, er durchlöchert sie symbolisch: „blah,blah, blah“. Die Klasse kommt nicht. Eine Erfahrung mit Stille, dem Nichts, Realem wird möglich. Ein anderer Bezug zum Laut und zum Hören kann sich möglicherweise bilden.

Es gibt auch Grenzsituationen, die eigentlich Sackgassen darstellen, aus denen wir nur nur Rückwärtsgehen herauskommen. Und hier und da ist es zu spät. So geschieht es Ray. Er befindet sich in dem bürgerlichen Leben, mit dem kapitalistischen Diskurs, wo das „Leben“ nur durch den Konsum neuer Konsumgüter weitergeht. Ein solches Leben seiner Familie zu ermöglichen, ist seine Aufgabe. Bis das Geld knapp wird. Seine Schuld also! Weder Tochter noch Ehefrau können aus dem Diskurs

Psychoanalytische Assoziationen zu *On the edge* von Anne-Marie Reuter

aussteigen. Noch nachdem Ray die Situation klar dargestellt hat, kommen sie nicht aus dem ewigen Kreisen um das Objekt Konsumieren heraus. Im Todestrieb gefangen, nennt man das. Sich Grenzen setzen, Unmögliches, Mangel akzeptieren und über Möglichkeiten ins Gespräch zu kommen, funktioniert in dieser Familie nicht. Sprechen und Mangel, Genießen mit Begehren artikulieren, all dies hängt zusammen. Freud nannte es Kastration. Wie anders ist da der Blick und die Freiheit einer Miss Gina, obwohl sie in bescheidenem Rahmen lebt!

Sich von Diskursen, dem Blick des Anderen, dem „Sich-verstricken“ in Aufgaben, selbst altruistischer oder narzisstischer, aufgeblasener Ziele zu befreien, ist nicht evident. Ebenso ist es mit Institutionen. Schön zeigt die Autorin, wie das Erregt- und Verliebtsein auch in der Konfrontation wächst. Insofern kann man von „school for life“ sprechen. Schule ist immer eine Institution, die sich zwischen bildenden und neurotisierenden Effekten situiert, also einen Raum wie auch eine Hürde für die Subjektivierung darstellt.

Oft bedarf es eines Dritten, um uns von Traumatisierendem zu befreien. Ein Wort, das man in einer Vitrine eines Cafés gegenüber der Kirche in Calais liest, kann jemanden dazu bewegen, aus einer Position der Unterwerfung, der Alienation in eine Position des Aktivwerdens, des Subjektes zu wechseln.

Ist das Fremde eine Sache des Blicks oder des Seins?, fragt die Autorin. Sie gibt die Antwort in ihrer letzten Story „Dear me“. Oder liest das sich etwa „deer me“? Die Transformationen am eigenen Körper, das Geweih, das auf dem Kopf der Erzählerin hervorkommt, lässt sie zweifeln, was sie ist. Sie lässt das Animalische, das Triebhafte, das Fremde, das Exzesshafte in sich zu. Das Subjekt ist immer gespalten. So wie Begehren und Liebe nie ganz in Übereinstimmung zu bringen sind. Diese Spaltung, wie die Bewegung von Signifikant zu Signifikant,

oder das Wechseln von Positionen, sind die Bedingungen, um dem Leben treu zu bleiben. Ja, wenn sich etwas in unserem Unbewussten verändern soll, muss sich etwas in der Struktur ändern. „Life is about change“, schreibt Anne-Marie Reuter. Hier formuliert sich eine „Ethik des Lebens“.

Die Autorin geht, wie das Kurzgeschichten entspricht, zuweilen sparsam mit Worten und Erklärungen um. Warum, kann man nur vermuten. Würde man es ihr als Leser oder Rezensent vorwerfen, fiel man leicht in die Übertragung und setzte den Autor an die Stelle desjenigen, dem man das Wissen unterstellt. Diesen Platz scheint mir die Schriftstellerin gerade nicht einnehmen zu wollen. Das ist auch nicht die Funktion der Literatur. Mit ihrer Art zu schreiben, gibt sie dem Leser einen Platz als Subjekt, das seinen eigenen Assoziationen zu den Situationen nachgehen kann.

Der sprachliche Umgang mit den „abîmes ordinaires“ (Millot) enthält sich psychologischer oder moralischer Interpretation der handelnden Personen. Es ist voller Respekt gegenüber dem, wie sich Menschen angesichts von Mangel, Leid, Freude, Liebe, dem Begehren und Genießen verhalten. Diese ethische Dimension des Buches ist für mich auch ein Zeichen der literarischen Qualität des Umgangs mit der Komplexität des Menschen als Sprach- und begehrendes Wesen.

Anne-Marie Reuter hat mit diesem Buch viel gewagt. Vielleicht hat für sie das Schreiben eine ähnliche Bedeutung wie für Catherine Millot? Diese schreibt: „Écrire, c'était méfier de me tenir aux abords des abîmes, au plus près de cette faille, de ce point de tourbillon (...) où je tentais de tenir la bascule. (...) Je rêvais d'un élargissement définitif : naître (...)“.

Der Autor ist Dozent und Forscher an der Universität Luxemburg. In seiner Lehre wie in seinen Forschungsarbeiten geht es ihm um einen jeweils psychoanalytischen Blick auf unterschiedliche Felder und Diskurse. Zurzeit arbeitet er an Projekten zur Ethik des Lehrers und zur Vermittlung von Werten, zum Schulabbruch, zum Feld „Tutoring and Mentoring“ wie auch zur psychoanalytischen Interpretation von Filmen.

Anne-Marie Reuter: *On the edge*. Black Fountain Press, 2017. 15 Euro, ISBN 978-99959-998-0-3 www.blackfountain.lu. Siehe auch unsere Kritik im *Land* vom 23. Juni 2017.

Documentary

“Back to my chimpanzees”

Charlotta Victoria

“Not another Jane Goodall documentary”. Apparently this was the reaction of filmmaker Brett Morgen, when he was approached by the *National Geographic* – the latter had recently re-discovered over 100 hours of unseen footage of the celebrated researcher. The material was taken during Goodall's early beginnings in Tanzania, where she set out to study chimpanzees in the 1960es. Thankfully, Morgen changed his mind.

It is Jane Goodall herself – now a sturdy 83 year old woman, gracious and full of energy, who introduced the documentary at a UN-event in Brussels on 5 December. “The movie took me back to the forest, to my chimpanzees, the early childhood of Grub [her son] ... viewing it for the first time was a very emotional experience”, Jane Goodall recounted.

Not only for her.

The documentary is compelling, moving and breath-taking. Recorded by Jane's husband-to-be at a time, where the quality of audio-visual recordings was nowhere near the standard we know today, *Jane* nevertheless takes the viewer, not only back in time, but also into another world. As the story is narrated through interviews with the elderly Jane Goodall, the viewer is taken back through her memory lane to the time when a young and curious woman with no scientific background, in a male-dominated world, revolutionized the knowledge on animal behaviour.

Step by step, the viewer gets glimpses of Jane's attempts to locate and observe the primates. He/She sees, how it took Goodall months until she was even able to approach them. The documentary is slow-paced and the narrative develops gradually, allowing the

***Jane* is not a fairy-tale and the documentary develops in line with the cycle of nature, also focusing on the darker moments**

viewer to picture him/herself in the researcher's place, experiencing how much patience and determination is needed for Jane's endeavour. The beautiful bright images of the Tanzanian wilderness, of snakes, eagles and insects and... occasionally a fleeting shadow of a chimpanzee... thereby make it easy to emerge into Jane's world. The at times blurry close ups only add to the magic of this documentary.

The first part of *Jane* develops like a fairy-tale. The viewer shares Jane's joy and excitement when the chimpanzees first accept her presence, is moved to tears when she is able to touch, and groom the primates and laughs with her when they start stealing her bananas. As Jane learns more and more on the animals' behaviour, so does the viewer. In the 1960es it was believed scientific proof that animals are radically different from humans, can't have feelings and are not intelligent. But there is a group of chimpanzees cuddling one another, developing tools to find food and that can experience joy, fear, sadness,... expressed through a colourful palette of facial expressions. The names, Jane gave “her” chimpanzees, make the emotional link between them even more palpable and the way she describes them leaves no doubt of her connection with the group. The film thereby emphasizes our similarities with the primates, most apparent through the story of Flo, a chimpanzee raising her first child and paralleled by Jane's experience of turning into a mother after marrying the author of the original footage, filmmaker Hugo van Lawick.

However, *Jane* is not a fairy-tale and the documentary develops in line with the cycle of nature, also focusing on the darker moments, such as the time Goodall discovered that cruelty might not be a pure human trait when the group of primates split and turned against each other with fatal consequences; when they caught polio, or when Flint died of grief just weeks after the chimpanzee's mother's passing.

If there is something to criticize about this movie, it may be the lack of critical distance. The documentary presents Jane Goodall's story as that of a superhero – the story of a women pursuing her dreams against all odds and revolutionizing animal science, of a women who has never given up fighting for animals and who at 83, still continues to do everything she can to stop people from destroying the planet. The portrayal of Jane Goodall may be too smooth or too un-nuanced, but as the researcher



Jane Goodall during the presentation of the movie

said during the Q+A following the screening, “We need to start fighting the evil forces of this world. We need to recognise that we are demolishing the planet we borrowed from our children. We need to realise that by destroying the planet, we destroy their future.” In times in which the hunt for resources and the increase of profit are more important than the health of our planet, in times in which a president destroys animal reserves for the sake of oil drillings, maybe a superhero-tale is all we need. And maybe, believing in a superhero gives us the necessary hopes to fight for our planet, to question our behaviour and to do better.

Ausstellung

Nach Tokio via Metz



Japanorama vereint eine Reihe bekannter japanischer Künstler

Florence Thurmes

Im Centre Pompidou-Metz stehen aktuell Japan und seine kulturelle Vielfalt der letzten 70 Jahren im Fokus. Der Inselstaat erfuhr nach dem Zweiten Weltkrieg eine künstlerische Revolution und konnte bis heute, dem Zeitalter der „Hyperglobalisierung“, eine eigene kulturelle Identität bewahren. Die Ausstellung im Erdgeschoss des Museums bietet einen Überblick über die architektonische Entwicklung (*Japan-ness. Architecture et urbanisme au Japon depuis 1945*, noch bis zum 8.1.2018, siehe auch *d’Land* 51/17), während im 2. und 3. Obergeschoss die zeitgenössische Kunst in all ihren Ausprägungen seit den 1960er Jahren zu erleben ist (*Japanorama. Nouveau regard sur la création contemporaine*, bis zum 5.3.2018). Ab dem 20. Januar vervollständigt eine Schau über das für seine Multimedia-Installationen bekannte Künstlerkollektiv „Dumb Type“ die japanische Saison in Metz.

In der Ausstellung *Japanorama* sind Kunstwerke seit den 1960er Jahren zusammengeführt, angefangen bei der radikalen Künstlergruppe Gutai bis hin zu den aktuellen fantastischen und futuristischen Tendenzen. Gutai steht auch heute noch für eine Umwälzung in der Kunstwelt; inspiriert von den gesellschaftlichen Unruhen in Europa erprobte die Gruppe neue Formen im Umgang mit der Kunst, wie das Zerstören von Leinwänden. Von Atsuko Tanaka wird eine interaktive Klangarbeit gezeigt (*Work (Bell)*, 1955/1981). Mehrere Klingeln können über einen Schalter in Gang gesetzt werden und ertönen dann schrill durch die gesamte Ausstellungshalle. Die Arbeiten von der Gutai-Gruppe, aber die ihrer Zeitgenossen, waren von einer soziopolitischen Kritik geprägt. Die Spekulationsblase in den 1980er Jahren, der anschwellende Massenkonsum und die multiplen digitalen Kommunikationsmöglichkeiten veranlassen Künstler auch heute noch, in ihren Arbeiten gesellschaftliche Werte kritisch zu prüfen und neu zu verhandeln. Besonders kritisch und politisch engagiert waren auch die Bewegungen des Pop in den 1960er Jahren und des Neo-Pop ab den 1990er Jahren. Die identitätslose Masse und der Konsum wurden hier mit intensiveren Farben oder zum Beispiel der Anlehnung an den Manga-Stil herausgearbeitet.

Eine essentielle Rolle für die zeitgenössische Kunst Japans spielen auch der Materialismus und der Minimalismus. Die *Mono-ha*-Bewegung, die Ende der 1960er entstand, befasste sich mit schlichten Formen und der Interaktion zwischen natürlichen und industriellen Materialien. Lee Ufan, zum Beispiel, platzierte einen einfachen weißen Stein in die Mitte einer dunklen zerbrochenen Platte (*Relatum (Formerly Phenomena and Perception B)*, 1968/2017). Auch heute noch schaffen japanische Künstler Werke, die schlicht anmuten, aber von großer Poesie sind.

Der Blick von Japanorama auf die Kunstwelt Japans ist nicht ein typisch westlicher, sondern entspricht dem eines Insiders

Die Installation *Force* (2015) von Kohei Nawa besteht aus mehrere Ölfäden, die kontinuierlich von oben in ein schmales Becken fließen. Die schwarzen zähflüssigen Linien deuten sowohl auf das Abbauen von Erdöl, als auf den schwarzen Regen von Hiroshima hin.

Weitere Kapitel der Ausstellung umfassen die Beziehung zum eigenen Körper, die sich nach dem zweiten Weltkrieg und der atomaren Bombardierung von Hiroshima und Nagasaki konsequent weiterentwickelt hat, die Subjektivität und ihre fließenden Grenzen, den künstlerischen Widerstand oder die Arbeit im Kollektiv. Das Kapitel „Kollaboration“ ergründet den Ursprung der Partizipation in der Fluxus-Bewegung, bei der einzelne Künstler, wie Yoko Ono, das Publikum direkt in die Aktionen einbezogen haben. Der Austausch mit dem sonst eher kontemplativen Betrachter wurde in den 1990er Jahren in Japan deutlich sichtbarer. Insbesondere das Erdbeben und die Katastrophe von Fukushima 2011 lösten bei Künstlern das Bedürfnis aus, sich stärker mit gesellschaftlichen Themen zu befassen und auf soziale Probleme hinzuweisen. Ein Video in der Ausstellung zeigt beispielsweise einen Mann in weißer Schutzkleidung, der beharrlich mit seinem Finger in die Kamera zeigt. Im Hintergrund ist das Gelände von Fukushima zu erkennen. Das Video, das unter dem Namen *Finger Pointing Worker, Pointing at Fukuichi Live Cam* (2011) bekannt wurde, weist anklagend auf die mangelnde Transparenz der atomaren Stromerzeugung hin. Auch die Präsentation *Home-for-all* ist den Opfern des Erdbebens von 2011 gewidmet. Eine Gruppe Architekten schuf in den Wochen nach dem Erdbeben japanweit Notunterkünfte, in denen die Obdachlos gewordenen temporär Unterschlupf finden konnten.

Japanorama vereint eine Reihe bekannter japanischer Künstler wie Yasumasa Morimura, der gleichzeitig als nackte Frau und als Marcel Duchamp verkleidet gegen sich selbst Schach spielt, Daidō Moriyama, Naoya Hatakeyama, Hiroshi Sugimoto, On Kawara, Tabaimo, die 2011 den japanischen Pavillon auf der Biennale von Venedig bespielte, Takashi Murakami oder Yayoi Kusama, die mit *Infinity Mirror Room – Fireflies on the Water* (2000) einen ihr gebührenden prominenten Platz einnimmt. Aber auch viele junge oder in Europa weniger bekannte Künstler fanden Einzug ins Centre Pompidou. Das älteste Werk in der Ausstellung ist ein Gemälde von Harue Koga (*Sea*, 1929), in dem auf surrealistische Art Fortbewegungsmittel dargestellt sind. Es spannt den Bogen von der Faszination für den technischen Fortschritt Anfang des 20. Jahrhunderts zu den heutigen fantastischen und rasant sich weiterentwickelnden Technologien. Inspiriert von den schimmernden Megalopolen wie Tokio erkunden junge Künstler in ihren Arbeiten futuristische Entwicklungen und Themen wie den Transhumanismus. Mariko Moris Videoarbeit *Link of the Moon* (Miko no Inori) (1996) zeigt eine Frau in weißer, Science-Fiction-ähnlicher Kleidung, die eine Glaskugel in der Hand hält, als ob sie in die Zukunft blicken könnte, und verweist auf übernatürliche und übermenschliche Erfahrungen.

Neben Werken der bildenden Kunst sind auch Plakate von Tadanori Yokoo zu sehen und Designerkleider von Mamo (Maiko Kurogouchi), Hatra (Keisuke Nagami) und Anrealage (Kunihiko Morinaga), die das Bild von Japans kreativer Vielfalt vervollständigen. Die Inszenierung der Ausstellung wurde keinem geringeren anvertraut als der japanischen Architektengruppe Sanaa, die u.a. den Louvre Lens konzipiert hat. Im Gegenzug zu zahlreichen europäischen Ausstellungen, die einen Überblick über die Kunstwelt eines entfernten Landes liefern, hat das Centre Pompidou-Metz für *Japanorama* eine japanische Expertin – die künstlerische Leiterin des Museums für Gegenwartskunst in Tokio Yuko Hasegawa – mit der Auswahl, Aufarbeitung und Installation der Werke beauftragt. Der Blick auf die Kunstwelt Japans ist somit nicht ein typisch westlicher, sondern entspricht dem eines Insiders, der ohne jegliche Klischees und Stereotypen die künstlerische Vielfalt aufzeichnet. Die Ausstellung entführt in eine eigene Welt, die sich durch ihre oft poetische und für Japan typisch ästhetische Anmutung offenbart.

Die Ausstellung *Japanorama. Zeitgenössisches Schaffen aus neuer Sicht* ist noch bis zum 5. März 2018 im Centre Pompidou-Metz zu sehen. Öffnungszeiten: mittwochs bis montags von 10 bis 18 Uhr; www.centrepompidou-metz.fr.

Jazz

De l’Amérique plein les valises

Kévin Krocze

Mercredi 13 décembre 2017, la salle Robert Krieps est, à quelques sièges près, pleine. Le centre Neimënster programme le Duo Rosa. Stephany Ortega, artiste lyrique soprano et Léna Kollmeier, pianiste, forment ce duo. Elles se sont rencontrées durant leurs études au Conservatoire de Bruxelles, et après un premier album intitulé *Return*, elles présentent en cette fin d’année leur nouveau projet *American soul*. Projet qu’elles comptent enregistrer au cours des prochains mois. Alors que leur premier opus, en partie produit à l’aide d’un financement participatif, ré-interprétait des œuvres européennes et d’Amérique latine, ce nouveau projet est un virage, un nouveau voyage, à travers l’Amérique du nord cette fois. Sous-titré *Art songs, Broadway & Cabaret songs*, la couleur est annoncée. Après une tournée internationale, où les deux musiciennes se sont notamment produites au légendaire Carnegie Hall à New York, les voici de retour au pays, de l’Amérique plein leurs valises.

Lever de rideau, à gauche de la scène Léna Kollmeier au piano. Assise à ses côtés, sa sœur Louise Kollmeier, elle aussi pianiste, qui sera le temps du spectacle sa tourneuse de page. De l’autre côté de la scène, Stephany Ortega, tenue pailletée, boa au cou, est assise au centre d’un petit décor représentant un salon. Des notes au piano retentissent et la chanteuse entonne *Something’s coming*, titre issu du *West side story* de Leonard Bernstein. Le spectacle commence et l’auditoire est d’emblée ravi. C’est qu’on n’avait plus tellement l’habitude d’entendre raisonner dans les salles du Grand-Duché ces standards du Broadway des belles années avec Bernstein et Gershwin en tête. En plus d’une vingtaine de chansons

Le Duo Rosa à Neimënster : Un voyage simple et efficace, durant lequel l’auditoire n’a pas le temps de s’ennuyer

issues de ce répertoire et de deux interludes au piano, sans chant, pendant lesquelles la chanteuse en profite pour changer de tenue, les deux musiciennes s’en donnent à cœur joie. Après quelques titres, la soprano remercie le public de s’être déplacé si nombreux malgré le froid, la neige et le verglas. S’enchaînent des œuvres signées Kurt Weill, Richard Hageman ou John C. Sacco.



Léna Kollmeier et Stephany Ortega

Arrive l’entêtante chanson de cabaret *Amor* de William Bolcom, avec laquelle on se rend compte que Stephany Ortega, plus qu’être une simple chanteuse, s’avère être une véritable interprète. En adoptant tous les codes du genre, elle met le public dans sa poche. Pour *I can cook too*, elle entre en scène avec un tablier et présente au public divers plats. Elle excelle encore à travers *I hate music !*, cycle de cinq courtes chansons de Bernstein, où, un ruban dans les cheveux, elle imite une petite fille en évitant les travers possibles, ceux du niais ou du ridicule. Aucune fausse note non plus de la part de Léna Kollmeier qui n’est pas en reste. Elle enchaîne les morceaux avec une facilité déconcertante et offre au public, comme évoqué précédemment, deux délicates interludes plus contemporaines, *Before sleep and dreams* de Aaron Jay Kernis et *The garden of Eden : the serpent’s kiss*, de Bolcom encore.

Moment un peu en marge, et seul raté, l’inévitable hommage à Bob Dylan. Les deux musiciennes interprètent un extrait de *Mr. Tambourine man*, mise en musique par John Corigliano de sept poèmes signés Dylan. D’ailleurs lorsque Stephany Ortega présente le morceau et vante les qualités littéraires de son auteur, quelques rires moqueurs se font entendre, preuve que le Nobel n’a pas encore été digéré par certains. Mais ça c’est encore une autre histoire. Le spectacle se termine par le toujours aussi jouissif *I got rhythm* de Gershwin, magnifié par Gene Kelly dans *Un Américain à Paris* en 1951. Après une sincère ovation suivent deux rappels. Personne n’a vu l’heure et demie passer. L’avantage avec ce genre de spectacle éventail, avec peu de redondance, c’est que l’auditoire n’a pas le temps de s’ennuyer. L’alchimie de deux musiciennes talentueuses qui offrent un plaisir sincère suffit parfois. Un voyage simple et efficace. La soirée se termine, comme toujours, par une rencontre entre les artistes et leur public.

Plus d’informations : stephanyortega.com, lenakollmeier.com

Ville de Luxembourg
Direction Génie civil – Constructions

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 26.02.2018
Heure : 11.00 heures

Lieu :
Dans les bureaux de Monsieur l'Ingénieur-directeur de la Direction génie civil – Constructions de la Ville de Luxembourg, sises au 3, rue du Laboratoire (4^e étage) à L-1911 Luxembourg.

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Projet de rénovation et modernisation du Parking Neipperg – Équipement technique du bâtiment.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
À télécharger du portail des marchés publics.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de participation sont définies dans les clauses contractuelles.

Modalités visite des lieux/réunion d'information :
La visite des lieux est laissée à l'appréciation du soumissionnaire.

Réception des offres :
L'ouverture de la soumission aura lieu le 26.02.2018 à 11.00 heures, en format papier.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
02.01.2018

La version intégrale de l'avis n° 1701833 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ville de Luxembourg
Direction Génie civil – Constructions

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 26.02.2018
Heure : 14.00 heures

Lieu :
Dans les bureaux de Monsieur l'Ingénieur-directeur de la Direction génie civil – Constructions de la Ville de Luxembourg, sises au 3, rue du Laboratoire (4^e étage) à L-1911 Luxembourg.

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Projet de rénovation et modernisation du Parking Neipperg – Travaux de



Plus
de profondeur

Découvrez le
Lëtzebuurger Land
en vous abonnant
gratuitement
durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Projet de rénovation et modernisation du Parking Neipperg – Travaux de métallerie et serrurerie.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
À télécharger sur le portail des marchés publics.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de participation sont définis dans les clauses contractuelles dans le dossier de soumission.

Modalités visite des lieux/réunion d'information :
La visite des lieux est laissée à l'appréciation du soumissionnaire.

Réception des offres :
L'ouverture de la soumission aura lieu le 26.02.2018 à 09.00 heures, en format papier.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
02.01.2018

La version intégrale de l'avis n° 1701835 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 16.02.2018
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics 10, rue du Saint-Esprit L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Fourniture et pose de rayonnages pour bibliothèque dans l'intérêt de la Bibliothèque nationale à Luxembourg-Kirchberg.

Description succincte du marché :
– Doubles rayonnages (différentes hauteurs) : +/- 800 unités
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible du marché est de 50 jours ouvrables à débiter au courant du 2^e trimestre 2018.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.
La remise électronique est autorisée pour cette soumission.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour la fourniture et pose de rayonnages dans l'intérêt de la Bibliothèque nationale » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
04.01.2018

La version intégrale de l'avis n° 1800007 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 15.02.2018
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics 10, rue du Saint-Esprit L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'installation photovoltaïque dans l'intérêt de la Bibliothèque nationale à Luxembourg-Kirchberg.

Description succincte du marché :
– puissance : ca. 100 kWc
– 314 modules photovoltaïques à monter sur des supports déjà installés sur toiture
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible du marché est de 140 jours ouvrables à débiter au courant du 3^e trimestre 2018.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.
La remise électronique est autorisée pour cette soumission.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux d'installation photovoltaïque dans l'intérêt de la Bibliothèque

nationale » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
04.01.2018

La version intégrale de l'avis n° 1701863 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 02.02.2018 à 10.00 heures

Lieu d'ouverture :
Administration des bâtiments publics 10, rue du Saint-Esprit L-1475 Luxembourg

Intitulé :
Travaux de nettoyage fin de chantier dans l'intérêt de la Bibliothèque nationale à Luxembourg-Kirchberg.

Description :
– Surfaces de sols : 35 000 m²
– Surfaces murales : +/- 5 100 m²
– Surfaces de faux-plafonds : +/- 3 500m²
– Installations sanitaires : +/- 45 unités
– Ascenseurs : +/- 10 unités
– Locaux techniques : +/- 10 unités
– Façades-Rideaux : +/- 1 250m²
– Verre de fenêtre : +/- 1 000 m²
– Fenêtres simples : +/- 500 pièces
– Portes : +/- 775 pièces
– Mains courantes : +/- 850 ml
– Garde-corps : +/- 650 ml
– Kitchenettes : +/- 10 unités
– Rayonnages : +/- 26 000 ml
– Mobilier : +/- 4 000 pièces
– Tracés techniques : +/- 4 000 ml
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible du marché est de 30 jours ouvrables (en plusieurs phases) à débiter mi 2018.

Conditions d'obtention du dossier de soumission :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.
La remise électronique est autorisée pour cette soumission.

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour le nettoyage final dans l'intérêt de la Bibliothèque nationale » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date de publication de l'avis 1800008 sur www.marches-publics.lu :
04.01.2018

d’Lëtzebuurger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d’Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant, rédacteur en chef** Romain Hilgert (48 57 57-22; rhilgert@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Michèle Sinner (48 57 57-20; msinner@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (sbecker@land.lu) **Administration** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Publicité** Maison Moderne Media Sales 10, rue des Gaulois Luxembourg; boîte postale 728, L-2017 Luxembourg (27 17 27 27-32 ; francis.gasparotto@maisonmoderne.lu) ; **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Ausstellung

Hitlers Hehler

Martin Ebner

Ungnädig rezensierte Hildebrand Gurlitt anno 1925 eine Ausstellung: „Äußerlich war sie recht geschickt aufgemacht, innerlich aber verwirrend und ohne Einheit.“ Jetzt steht er selbst im Zentrum einer Ausstellung, die Besucher mit einer Fülle von widersprüchlichen Geschichten schier erschlägt: Die Bundeskunsthalle in Bonn zeigt rund 250 Werke aus Gurlitts Nachlass, außerdem ein paar Leihgaben, die einst durch seine Hände gegangen waren. Der rote Faden der Schau ist der Lebenslauf des schillernden Kunsthistorikers – das sorgt für Einheit, aber auch Verwirrung.

Hildebrand Gurlitt wurde 1895 in Dresden in eine Familie von Künstlern und Wissenschaftlern geboren. Als Museumsdirektor in Zwickau organisierte er ab 1925 Ausstellungen von Pechstein, Heckel und anderen Avantgardisten; 1930 wurde er vom „Kampfbund für deutsche Kultur“ vertrieben. Darauf leitete er den Kunstverein Hamburg, bis Nazis ihn 1933 auch dort rauswarfen. Gurlitt machte sich als Kunsthändler

Raubkunst-Verdacht: die Bundeskunsthalle in Bonn stellt Nachlass von Hildebrand Gurlitt aus

ler selbständig. Wegen einer jüdischen Großmutter als „Mischling“ eingestuft, überschrieb er seine Galerie vorsichtshalber seiner Frau. Sein mit einer Jüdin verheirateter Bruder wurde von der Universität Freiburg entlassen.

Wieso diene Gurlitt sich dann trotzdem erfolgreich der NS-Kulturpolitik an? Das ist bis heute ein Rätsel. Ab 1937 war er jedenfalls einer von

vier Kunsthändlern, die für das Nazi-Regime „entartete“ Kunst verwerteten, also „jüdische“ oder allzu moderne Werke aus deutschen Museen ins Ausland verkauften. Unter der Hand handelte er dabei auch mit deutschen Sammlern, zweigte auch schon mal etwas für sich selbst ab. Die leeren Museumssäle mussten gefälliger wieder gefüllt werden, wobei Gurlitt ebenfalls behilflich war. Ein Konkurrent war dabei übrigens sein Cousin Wolfgang, ebenfalls Kunsthändler, der bei der „Säuberungsaktion“ den Grundstock für das heutige Lentos-Museum in Linz zusammentrug.

Die bizarre Karriere ließ sich noch toppen. Hitler, der besonders Rubens, Makart und Spitzweg schätzte, plante an der Donau ein eigenes Kunstmuseum. Als Chef-Einkäufer für den „Sonderauftrag Linz“ zog Gurlitt ab 1943 durch das von den Deutschen geplünderte Europa, vor allem Frankreich, Belgien und Holland. Geld oder Reisebeschränkungen spielten bei der Schnäppchen-Jagd keine Rolle; Gurlitt hatte aber auch nichts gegen Zwangswechsellkurse oder Zwangsverkäufe von NS-Opfern. Die Provisionen brachten ihm ein Vermögen ein; nebenbei erwarb er auch für sich selbst Kunst aus dubiosen Quellen.

Nach dem Krieg präsentierte sich Gurlitt als Märtyrer und Kulturgut-Retter; seine Tätigkeit im Dritten Reich sei ein nervenaufreibender „Seiltanz“ gewesen. Erben von NS-Opfern wimmelte er ab. Den Alliierten machte er weis, seine Geschäftsbücher seien verbrannt – tatsächlich waren sie allenfalls frisiert. Bald gaben ihm die Amerikaner zunächst beschlagnahmte Kunstwerke zurück. Im „Führer-Auftrag“ gewonnene Kontakte verhalfen Gurlitt ab 1948 zu einer neuen Karriere als Leiter des Kunstvereins Düsseldorf. Bis zu seinem Unfalltod im Jahr 1956 organisierte er Ausstellungen, gerne auch mit eigenen Beständen.

Später geriet Gurlitts Sammlung in Vergessenheit. Sein Sohn Cornelius lebte zurückgezogen in München; ab und zu verkaufte er ein Stück, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Vor vier Jahren skandalisierten dann Steuerfahndung und Medien die zwielichtige Kollektion zum „Nazi-Schatz“. Im Jahr 2014 erbt sie das Kunstmuseum Bern. Tatsächlich übernommen haben die Schweizer bislang nur „entartete“ Kunst: Was aufgrund eines NS-Gesetzes von 1938 „legal“ aus Museen entfernt wurde, kann heute nicht mehr zurückgefordert werden. Von diesen Werken werden gerade 220 im Kunstmuseum Bern gezeigt.

In Bonn dagegen sind vor allem Gemälde, Skulpturen und Grafiken zu sehen, deren Herkunft noch überprüft werden muss. Der Begriff „Sammlung“ passt dafür nicht recht. Es ist der Lagerbestand eines Kunsthändlers, der für jeden Geschmack bekannte Namen anbot: von Cranach bis Barlach, von Dürer bis Picasso, japanische Holzschnitte und französische Impressionisten. Das prominenteste Gemälde ist *Waterloo Bridge* von Monet. Am häufigsten sind Liebermann und Daumier vertreten. Ein Schwerpunkt sind auch Arbeiten der eigenen Familie: Landschaften von Louis Gurlitt, 19. Jahrhundert und von NS-Größen gerne gegen Avantgarde getauscht, aber auch expressionistische Bilder von Cornelia Gurlitt, die sich 1919 umbrachte.

Bei jedem Exponat ist nachzulesen, was bislang zur Provenienz herausgefunden wurde. Eindeutig als Raubkunst erkannt wurden bisher sieben

Der Fall Gurlitt



Historische Aufnahme aus Cornelius Gurlitts Salzburger Haus. Fotograf und Zeitpunkt der Aufnahme unbekannt

– 22. September 2010: Cornelius Gurlitt, der Sohn des Kunsthändlers Hildebrand Gurlitt, gerät bei einer Zollkontrolle im Zug München-Zürich ins Visier der deutschen Steuerfahndung: Er hat zwar kein deklarierungspflichtiges Bargeld dabei, gibt aber an, in der Schweiz Bilder verkauft zu haben.

– 28. Februar 2012: Gurlitts Wohnung in München wird durchsucht, später auch sein Haus in Salzburg. Rechtlich fragwürdig werden dabei 1 566 Kunstwerke beschlagnahmt, die als NS-Raubkunst verdächtigt werden.

– 3. November 2013: Die Münchner Illustrierte *Focus* macht den „Schwabinger Kunstfund“ publik. Sie schätzt den Marktwert des „Nazi-Schatzes“ auf eine Milliarde Euro. [Heute werden eher bloß 30 Millionen angenommen.]

– 11. November 2013: Eine von Bundesregierung und Land Bayern berufene *Taskforce* beginnt, die Kunstwerke zu untersuchen und im Internet (www.lostart.de) zu veröffentlichen.

– 7. April 2014: Gurlitt, von Journalisten belagert, stimmt der Überprüfung zu. Erwiesene Raubkunst soll gemäß der Washingtoner Erklärung, die eigentlich nicht für Privatsammlungen gilt, restituiert werden.

– 6. Mai 2014: Cornelius Gurlitt stirbt mit 81 Jahren in München. Sein Testament bestimmt das Kunstmuseum Bern zum Alleinerben.

– 24. November 2014: Die Schweizer nehmen die Erbschaft an, d.h. rechtlich einwandfreie Werke. Um umstrittene Fälle soll sich die Bundesrepublik Deutschland kümmern und dafür auch die Kosten übernehmen.

– 14. Januar 2016: Die *Taskforce* legt ihren Abschlussbericht vor: Sie hat fünf Werke als Raubkunst identifiziert. Die weitere Forschung übernimmt das Projekt „Provenienzforschung Gurlitt“ des neuen Deutschen Zentrums Kulturgutverluste in Magdeburg.

– 15. Dezember 2016: Das Oberlandesgericht München weist den Einspruch von Verwandten ab und bestätigt Gurlitts Testament.

– Seit November 2017 präsentieren Ausstellungen in Bern und Bonn erstmals ungefähr ein Drittel des Kunstfonds. Für 2018 ist eine weitere große Ausstellung in Berlin geplant.

– Bislang sind zur Affäre mehr als ein Dutzend Bücher erschienen, außerdem Sonderausgaben von Zeitschriften. Maurice Philip Remy hat über Gurlitt einen erklärenden *Arte*-Film gedreht; der Regisseur Dominik Graf ließ sich zu dem Thriller *Am Abend aller Tage* inspirieren.



Ansichten aus der Bonner Ausstellung

ihrer Ware belegen müssen? Oder gar ihre Gewinne versteuern?

Die Ausstellung in Bonn „diffamiert die hervorragende Sammlung“, jammert in der Zeitung *Welt* Hannes Hartung, der ehemalige Anwalt von Cornelius Gurlitt. Er fordert: „Schließt endlich das Kapitel Gurlitt!“. Die Hoffnung, die Nazi-Zeit sei so langsam endgültig durchgekauft, wird sich jedoch kaum erfüllen. Im Begleitprogramm zur Ausstellung ist für den 14. Januar eine Präsentation des Technischen Museums Wien zum Thema „Der NS-KFZ-Raub“ angekündigt. Es geht, man ahnt es schon, um den „größten Fahrzeugraub aller Zeiten“. Eine entsprechende Datenbank wird gerade aufgebaut; als nächste können sich Oldtimer-Händler, Auto-Museen und Motorrad-Sammler auf lästige Fragen zur Vergangenheit gefasst machen.

Bestandsaufnahme Gurlitt. Der NS-Kunstraub und die Folgen ist in Bonn noch bis 11. März 2018 zu sehen. Der gemeinsame Katalog für diese und die Berner Ausstellung ist im Hirmer-Verlag erschienen: www.bundeskunsthalle.de

STIL

À bloc

Cyril B.

Rassurez-vous, ceci n'est pas encore un nouvel article pour essayer d'expliquer ce qu'est le *blockchain* et pourquoi cela va révolutionner nos vies. D'abord parce que le *blockchain*, c'est très simple, personne n'y comprend rien et, surtout, parce que jusqu'à preuve du contraire, on devrait encore, au moins pendant quelques années, payer son pain de ménage en euros et pas en millièmes de bitcoins. Ces lignes sont consacrées à un objet beaucoup plus basique, et tout ce qu'il y a de plus physique, *low-tech* mais extrêmement fiable, qui ne tombera pas en panne, indéplaçable, dépourvu de décoration, de poignée et même de nom.

À n'en pas douter, c'est le produit emblématique que nous retiendrons de l'année dernière. On les a vus tout au long de ces douze derniers mois, à la moindre braderie, devant les bâtiments publics, au marché de Noël ou à la *Schueberfouer*. Le titre de cette chronique fait en effet référence à un objet symptomatique de l'année 2017 : le gros bloc en béton brut, lourd, moche et gris, souvent surmonté de petits picots qui le font ressembler, de très loin, à une énorme brique de Léo. Ici, toutefois, il n'est pas question de jouer à les empiler pour construire une tour, à moins de disposer de son permis tractopelle, ce qui est assez rare chez les adeptes des jeux de



Le gros bloc en béton brut est, à n'en pas douter, le produit emblématique que nous retiendrons de l'année dernière



L'objet

Chaque fin d'année, *RTL.lu* fait participer les internautes à l'élection du/de la « **Luxembourgeois(e) de l'année** ». Et, alors que lors des premières éditions, la rédaction soumettait une liste de *people* – politiques, sportifs, acteurs économiques et culturels – au vote public, elle laisse désormais toute liberté aux utilisateurs de son site. Et le résultat est étonnant : les gens normaux ne choisissent pas des personnes publiques, mais d'autres gens normaux, des héros du quotidien, qui s'engagent sur le plan social notamment. Ainsi, 2 500 votants ont décidé d'élire femme de l'année Martine Kohl, créatrice et cheville ouvrière des Street Angels, une association de bénévoles qui vient en aide aux sans abris en leur offrant repas et sacs de couchage. L'homme de l'année est un policier, André Bichel, pour avoir secouru une femme qui était en train de se noyer dans un lac glacé. La remise des prix a eu lieu en début d'année, et outre leur titre honorifique et l'attention pour leur cause, les deux lauréats ont reçu un trophée conçu par Sophie Dewalque du label Sophi(e)stication : une *Maus Kätti* en plâtre blanc, avec un ruban bleu-blanc rouge (photo : FB). Probablement le trophée le plus hideux du pays – pire que ces éternelles plaquettes en plexiglas. jh



La série

On a regardé *West Wing* et *Borgen* jusque dans les plus hautes sphères de l'État luxembourgeois pour observer les rouages du pouvoir dans un grand pays. Voici désormais *The Crown*, une série créée par Peter Morgan (*The Queen*, 2006) pour Netflix, et dont deux saisons sont désormais disponibles. Morgan y raconte la vie de la reine Elisabeth en dix épisodes par décennie, la première saison s'étendant de son mariage avec Philip Mountbatten en passant par son accession au trône, jusqu'à la séparation de sa sœur, la princesse Margaret et de son amant, Peter Townsend. La deuxième saison, qui vient d'être mise en ligne, commence avec la crise du canal de Suez en 1956 et va jusqu'à la naissance du prince Edward. Et c'est à vous rendre républicain, tellement la reine, incarnée par Claire Foy, est ignorante, froide et insupportable, et son mari, le prince Philip (Matt Smith) sans vergogne et bon à rien. Mais le pire, ce sont les « moustachus » de la Cour, qui n'ont d'autre souci que de sauvegarder les apparences et les traditions, d'assurer la pérennité de l'institution avant toute chose. La politique, même celle, mondiale, de Winston Churchill (excellent John Lithgow) et le bien-être du peuple ne sont jamais aussi importants pour eux que les sauteries royales. À voir. jh



L'endroit

Ça y est, c'est fini au grand-duché aussi. Six mois après la fermeture des magasins Habitat Belgique, la filiale luxembourgeoise, située depuis 22 ans au centre commercial Belle Étoile à Bertrange, mettra la clé sous le paillason d'ici le 27 janvier (photo : TPC). D'ici-là, la clientèle se rue sur les meubles, luminaires, objets design et la vaisselle qui ont fait la renommée de la marque fondée au début des années 1960 par Terence Conran, pionnier du design à prix abordable. Durant la liquidation, le magasin donne jusqu'à cinquante pour cent de réduction. 18 collaborateurs resteront sur le carreau. Bien qu'**Habitat Luxembourg** ait toujours bien marché, il fait les frais de la restructuration du groupe belge Erba, qui avait repris la franchise : depuis des mois, le magasin ne recevait plus de livraisons de marchandises. Habitat France appartient à un autre groupe, Cafom ; un nouveau magasin vient d'ouvrir à Metz, près du Centre Pompidou. Habitat est l'histoire d'une descente aux enfers, de la marque de référence en matière de design citoyen moyen de gamme, le groupe est passé par les mains d'Ingvar Kamprad (Ikea) dans les années 1990, avant d'être complètement démantelé en de nombreuses succursales franchisées. jh

construction. L'intérêt, très basique, est de répondre à une préoccupation encore plus élémentaire que le jeu chez un enfant : la sécurité. C'est le message réconfortant adressé par les pouvoirs publics aux foules qui se rassemblent encore, malgré les attentats de Londres, Paris, Barcelone ou Stockholm : vous êtes protégés, et le premier fou qui déboule au volant d'un camion de location pour vous convaincre de la puissance de son Dieu va tâter du béton.

On se souvient que l'une des premières promesses de l'année 2017 a été le mur que le président Trump avait prévu pour sécuriser la frontière avec le Mexique. Force est de reconnaître le progrès fait en un an. Le bloc est au mur ce que la passoire est à la casserole : il ne laisse pas passer les terroristes mais il n'entrave pas les flux des gentils passants. Et personne ne trouve paradoxal qu'on puisse considérer comme des objets de réconfort ces quelques tonnes de béton, parsemées le long des trottoirs, des routes et des places. Après tout, cela fait déjà plusieurs années qu'on se déshabille à moitié avant d'entrer dans un avion et qu'on trouve normal de jeter les tubes de dentifrice ou les sprays de déodorant oubliés dans nos bagages à main à l'embarquement.

Difficile de ne pas voir dans tout ceci une illustration de la théorie de la pyramide de Maslow, selon laquelle les besoins humains peuvent être classés en fonction de leur priorité décroissante. D'après ce psychologue américain du XX^e siècle, devenu entretemps une star des cours d'initiation au marketing ou au management, nous aurions ainsi toujours tendance à satisfaire d'abord les besoins phy-

siologiques (respirer, boire, dormir, manger) puis nos besoins de sécurité (être protégé), avant nos besoins d'appartenance (s'intégrer à un groupe, s'exprimer), puis nos besoins de reconnaissance (être apprécié) et, enfin, pour les plus chanceux, les besoins liés à la réalisation de soi (s'épanouir). Dans un tel modèle, on voit bien pourquoi un verre de *Glühwein* peut se vendre huit euros sur un marché de Noël, malgré le froid et la foule, dans la mesure où il satisfait à la fois les couches les plus fondamentales de nos besoins (boire), mais aussi les couches supérieures (participer à la magie de Noël, exprimer votre folle originalité), qui se manifesteront, par exemple, par l'immanquable *selfie* avec la patinoire du Knuedler en arrière-plan, publié sur Instagram dans l'espoir de recueillir des centaines de cœurs. Sauf que si le besoin de sécurité n'est pas rempli, et que vous craignez vraiment qu'un 33 tonnes se faufile entre les queues de voitures attendant désespérément qu'une place se libère au parking du Saint-Esprit pour vous transformer en victime expiatoire du djihad, vous n'allez sans doute pas risquer votre vie pour un nouveau *lebkuchen* « Ich liebe dich » à ajouter à votre collection.

Et c'est là que le méga bloc de béton intervient. Plus massifs que Bruce Willis. Plus stables que les taux d'intérêts de la BCE. Ils ont déjà l'air de faire partie du paysage urbain mais, comme une publicité subliminale, ils impriment leur message rassurant dans les tréfonds de nos cortex. En 2018 encore, la civilisation sera plus forte que la barbarie, l'amour sera plus fort que la haine, l'envie de *Mettwurst* et de *Gromperkichelcher* sera plus forte que la peur.

